

# Metallarbeiter-Zeitung

## Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig  
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,  
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Frh Kummer  
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Röhrestraße 16  
Fernsprecher S.-A. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag  
Anzeigenpreis: Für den Stellenmarkt die 10 gespaltene Millimeter-  
zeile 90 Pf. / Eingetragen in die Reichspostzeitungsliste

### Rationalisierung und Arbeitslosigkeit

Der englische Schatzkanzler Churchill hat am 19. Juli über die Arbeitslosigkeit in England gesprochen und soll dabei geäußert haben: daß es überhaupt noch Arbeitslose gibt, sei eine große Enttäuschung für seine Regierung. Wenn er das wirklich gesagt hat — Zeitungsberichte sind in solchen Einzelheiten nicht immer ganz zuverlässig —, dann muß die englische Regierung geglaubt haben, die Arbeitslosigkeit in ihrem Lande werde, man weiß nicht recht auf Grund welcher Maßnahmen, völlig verschwinden. So recht kann man sich solch kindlichen Wahn im Gemüt englischer Minister nicht vorstellen, um so weniger, weil Churchill's folgende Worte zu beweisen scheinen, daß er über die wahre Ursache der ungeheuren Ausdehnung, welche die Arbeitslosigkeit (nicht bloß in England) seit mehreren Jahren genommen hat, ganz gut Bescheid weiß. Er sagte nämlich, im englischen Bergbau allein gebe es gegenwärtig 300 000 Arbeitslose und fuhr dann fort:

„Dies sei darauf zurückzuführen, daß die Industrie sich neuerdings stärker auf den Wettbewerb eingestellt habe und auf diese Weise Menschenkräfte überflüssig geworden seien.“

Diplomaten lieben es, sich niemals ganz eindeutig auszudrücken. Den Worten, die Industrie habe sich „stärker auf den Wettbewerb eingestellt“, kann man mancherlei Sinn unterlegen, so daß dem Sprecher die Möglichkeit bleibt, sie später so oder so auszulassen. Aber wenn durch diese Einstellung, Menschenkräfte überflüssig geworden sind, so kann doch nichts anderes als die Rationalisierung damit gemeint sein, die die Produktion im Hinblick auf den Wettbewerb verbilligen soll. Freilich ist es kann kaum verständlich, daß Herr Churchill unmittelbar darauf die Forderung ausspricht, „daß die Rationalisierung nicht bei der Kohlenindustrie haltmachen, sondern auch bei den anderen Industriezweigen durchgeführt werde.“ Wenn er das hofft und wünscht, kann man sich doch auch darüber klar sein, daß die Arbeitslosigkeit immer noch weiterwachsen wird, und ihre Spitze kaum ihn nicht enttäuschen.

Indessen, es ist ja nicht unsere Aufgabe, uns den Kopf über Herrn Churchill zu zerbrechen. Wir erwähnen seine Rede nur, weil sie die Einstellung der englischen Regierung bildet, die Kohlenkapitalisten, zunächst nur mittelbar, durch Zuschüsse an die Bahnen zwecks billigeren Kohlentransports unterstützen will, obwohl sie vor zwei Jahren nichts weiter erreicht hat als die Verpulverung riesiger Summen in die Taschen der Grubenbesitzer, während die arbeitslosen Bergleute schon wieder mal in ferne Kolonien geschickt werden sollen. Und ferner, weil die Rede an ein Problem rührt, mit dem sich die kämpfende Arbeitererschaft in allen Ländern bekanntmachen, das sie durchaus in seiner vollen Tragweite erfassen muß.

Wir müssen uns darüber klar werden, daß die Dinge heute anders liegen als vor dem Weltkrieg. Gewiß, auf den ersten Blick braucht man bloß mengenmäßige Änderungen wahrzunehmen: Länder sind größer oder kleiner geworden; die Produktion ist gestiegen oder gesunken; die Arbeitslosigkeit ist größer usw. Aber wir haben hier ein Schulbeispiel dafür, wie — um einen Ausdruck von Marx zu gebrauchen — die Quantität in die Qualität umschlägt, das heißt wie die ein mengenmäßige Zu- oder Abnahme durch ihre bloße Häufung schließlich das Wesen der Dinge ändert.

Bei den Lesern dieses Blattes darf ich als bekannt voraussetzen, daß die kapitalistische Wirtschaft an einer ganzen Reihe von Widersprüchen krank, aus denen sie sich nicht befreien kann. Der tiefste dieser Widersprüche, aus dem alle anderen entspringen, ist dieser: Wert wird nur durch lebendige Arbeit erzeugt; seinen Mehrwert gewinnt das Kapital nur aus heftigsten Arbeitern. Gleichwohl ist es gezwungen, die Zahl der Beschäftigten so viel wie nur irgend möglich zu vermindern. Eben jenes unablässige Streben aller Kapitalisten, ihren Profit durch Entlassung von Arbeitern zwecks Verminderung der Produktionskosten zu erhöhen, verstopft Schritt vor Schritt die Quelle des Profits überhaupt und rattergräbt langsam aber sicher die Existenzmöglichkeit des Kapitalismus.

Nun ist aus bekannten und oft erörterten Gründen das „Überflüssigmachen“ von Arbeitern seit dem Kriege außerordentlich beschleunigt worden. Darin besteht ja die Rationalisierung. Sie tut an sich nichts anderes, als was das Kapital seit Jahrhunderten getan hat: durch Verbesserung der Arbeitsmittel und Arbeitsweisen lebendige Arbeitskräfte ersparen. Aber sie tut es in unerhört gesteigertem Maße. Und damit hat sie den oben erwähnten grundsätzlichen Unterschied herbeigeführt.

Nämlich: früher, vor dem Weltkrieg, war die Verdrängung von Arbeitskräften nur verhältnismäßig, nur scheinbar, wenn man es so nennen will. Zur Herstellung einer bestimmten Menge Produkt wurden weniger Arbeiter gebraucht; aber zugleich wurden so viel mehr Produkte hergestellt, daß die Zahl der Beschäftigten trotzdem wuchs.

Das Beispiel der Vereinigten Staaten von Amerika aus der neuesten Zeit mag das veranschaulichen. Dort wuchs (nach der Statistik von Barga: Die Wirtschaft der Niedergangsperiode des Kapitalismus) in der Zeit von 1899 bis 1925 die Masse der Produktion um 147 v. H., also auf fast das 2 1/2fache. Ohne technischen Fortschritt würden dazu auch 2 1/2 mal soviel Arbeitskräfte erforderlich sein. Jedoch die Verbesserung der Arbeitsmittel und Arbeitsmethoden hat das Bedürfnis nach Arbeitskräften weitgehend ermäßigt; nicht um 147, sondern nur um 35 v. H. ist die Zahl der Beschäftigten gewachsen. Der praktische Erfolg ist demnach: es werden bei weitem nicht soviel Arbeitskräfte gebraucht,

wie die vermehrte Produktion ohne den technischen Fortschritt erheischt hätte; aber immerhin ist die Zahl der Beschäftigten doch gewachsen, von 17 229 000 auf 23 183 000.

Ganz anders aber wird das Ergebnis, wenn man aus diesem Zeitabschnitt die Nachkriegsjahre aussondert. Von 1919 bis 1925 ist die amerikanische Produktion um 20 v. H. gewachsen. (In den 7 Jahren weit stärker als vorher in 20 Jahren, trotzdem die 20 Jahre die Kriegszeit umschließen, die für Amerika eine treibhausmäßige Steigerung der Produktion mit sich brachte.) Aber diesmal braucht die vermehrte Produktion nicht mehr, sondern weniger Arbeitskräfte; 1925 war die Zahl der Beschäftigten um 7 v. H. kleiner als 1919, von rund 25 Millionen sank sie auf rund 23 Millionen. Zwei Millionen Menschen sind nicht „verhältnismäßig“, sondern höchst real und brutal aus der Beschäftigung und dem Brotwerb verdrängt.

Und das ist der grundsätzliche Unterschied gegen früher. Arbeitslose hat es zwar auch früher stets gegeben. Aber zu ungeheurer Massenhaftigkeit wuchs sich die Arbeitslosigkeit nur in Krisenzeiten aus. Und selbst dann erreichte sie bei weitem nicht

den Umfang, den sie jetzt sogar bei gutem Geschäftsgang hat. Im Krisenjahr 1908 zählten die deutschen Gewerkschaften 2,9 v. H. Arbeitslose unter ihren Mitgliedern, in dem brillanten Geschäftsjahr 1927 nicht weniger als 8,8 v. H., mehr als dreimal soviel! Je höher die Produktion steigt, desto mehr wächst die Arbeitslosigkeit.

Wir Marxisten haben von jeher gewußt, daß es einmal so kommen werde. Vor 30 und mehr Jahren, wenn die Preise Hunderttausende aus Lohn und Brot warf, erfand die Bourgeoisie das Märchen, womit sie auch heute wieder die Arbeiter einzulullen sucht: eure Leiden sind nur vorübergehend; bald wird die Produktion so gewaltig wachsen, daß ihr alle wieder Unterkunft findet. Das ist Unsinn, und die kämpfende Arbeitererschaft muß sich darüber klar sein, daß es Unsinn ist. Die „ehernen Gesetze“ der kapitalistischen Entwicklung lassen keine andere Möglichkeit zu. Wir sind in diejenige Periode eingetreten, wo der Kapitalismus die Vermehrung der Produktion nicht mehr durch „verhältnismäßige“, sondern nur noch durch tatsächliche Auszehrung der Arbeiter bewirken kann.

### Schlichtung und Zwangsschiedspruch

#### Der Kern des Übels

Von Frh Kummer

(Schluß)

Eine Gewerkschaft ist kein Streikverein. Ihr Daseinszweck ist die Lage der Arbeitererschaft zu verbessern. Zu diesem Behufe hat sie alle, hat sie die Mittel anzuwenden, die bei geringstem Kraftaufwand den höchsten Nutzen verheißt. Am Ende der Reihe dieser Mittel steht der Streik. Er ist das letzte und schwerste, das opferreichste Mittel. Es schlägt beiden Seiten Wunden, vor allem aber der Arbeitererschaft. Aus diesem Grunde schon darf es nur selten, nur dann angewendet werden, wenn die andern Mittel versagt haben und wenn die Prüfung der Umstände den Erfolg einigermaßen wahrscheinlich macht. Es wäre krafftig unflug, die schwerste und kostspieligste Waffe anzuwenden, wenn sich daselbe mit leichtern Mitteln erreichen läßt. Bei wirtschaftlichem Niedergang oder Tiefstand tritt die Bedeutung des Streiks als Kampfmittel ohnehin zurück. In Zeiten geschäftlicher Flaute und großer Arbeitslosigkeit ist die Verteidigung das natürliche Los der Gewerkschaft. Dies ändert sich mit dem Wandel der Wirtschaftslage. Belebung der Industrie und Zunahme des Beschäftigungsgrades, kurz wirtschaftlicher Hochgang ist die probatere Zeit zu Vorstößen für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen, die Zeit der Gewinnmöglichkeiten. Aus den Erfolgen quillt der Gewerkschaft ein Zuwachs an Zahl und Zubersicht, ein Mehr an Kraft und Macht, das äußerst notwendig, einfach unerlässlich ist, soll das Errungene in der Zeit der Krise erhalten und nicht wieder in die Winzen gehen.

Die Verluste werden geringer, die Erfolge größer sein, wenn das letzte der gewerkschaftlichen Kampfmittel, der Streik, ständig bereitgehalten und mit seiner Anwendung gerechnet werden muß. Die bloße Bereitschaft allein schon wird in vielen Fällen den Gegner bestimmen, einträchtig zu sein und entgegenzukommen. Dies gilt insonderheit für die Zeit des geschäftlichen Hochganges, wo das Unternehmertum die Aufträge zunehmen sieht und wo ihm aussichtsreiche Gelegenheiten zum Verdienen winkt, die es sich nicht bloß durch Ausstüchen auf Streik verpagten lassen mag. Somit ist die Bereitschaft zum Streik und nötigenfalls auch dessen Erklärung die erste Voraussetzung für den Erfolg der Gewerkschaft. Ganz anders jedoch, wenn diese Voraussetzung nur wenig oder gar nicht vorhanden ist, wenn das Unternehmertum damit rechnen kann, daß die Arbeitererschaft nicht streiken darf. Wenn dies der Fall, dann werden die Unternehmer selbst in den Zeiten, wo ihnen die Arbeitsniederlegung am fühlbarsten ist, den Forderungen der Arbeiter mit Wohlwollen und Abweisung begegnen. Wie wahr das ist, haben wir das letzte Jahr bei allen großen Lohnbewegungen gesehen. Die Industriellen glaubten, mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen zu dürfen, daß der Reichsarbeitsminister mit der Verbindlichkeitsklärung prompt aufwarten und so den Streik unmöglich machen werde. Dieses Bewußtsein ist, leicht verständlich, auf ihre Haltung nicht ohne Einfluß geblieben. Ihre Lust zum Entgegenkommen war meist herzlich gering, wenn sie nicht gar von vornherein erklärten, keinen Pfennig zu bewilligen. Ihre Halsstarrigkeit wurde erst durch den Zwangsschiedspruch etwas zugunsten der Arbeiter gemildert. So glückte es dem Unternehmertum, eine durch Lohnhöhung kaum geschmälerte Ernte in die Scheuer zu bringen. Und die Arbeitererschaft kann selbst in dieser geschäftlich für sie recht günstigen Zeit nicht zu einer Verbesserung ihrer Lage. Es muß darum dafür gesorgt werden, daß die Unternehmer nicht mehr das Bewußtsein haben können, den Arbeitern ist die Anwendung ihrer schärfsten Waffe verwehrt. Und es kann der proletarischen Sache weiter recht nützlich sein, wenn die Arbeiter nicht dem Aberglauben verfallen, sie bedürften der Kampfbereitschaft nicht mehr, da es ja doch nicht mehr zu einem Kampf komme.

#### Beseitigung der Preisbikatur

Mein, damit ist erst nur eine Seite, und nicht einmal die wichtigste der ganzen Frage berührt.

Dit kann man lesen und hören, die Zwangsschiedsprüche seien besser als ihr Ruf, da sie ja Lohnzuschläge von 5, 6, 7 und mehr Pfennig die Stunde gebracht hätten, was früher, als es noch kein Schlichtungswesen gab, nie der Fall gewesen sei; damals hätte man um viel weniger lange streiken müssen und

selbst bei nur einem Pfennig Zuschlag habe man von einem Sieg gesprochen. An sich ist das richtig; aber eben nur an sich, denn es wird dabei folgendes außer acht gelassen: Früher bedeutete ein Pfennig Lohnhöhung tatsächlich einen Pfennig mehr, heute dagegen bedeuten 5 und mehr Pfennige keinen Deut mehr. Dies, weil jetzt fast jeder großen Lohnbewegung eine Preissteigerung vorausgeht oder bald folgt. Wie sich das Verhältnis zwischen Preis und Lohn die letzten anderthalb Jahre entwickelt hat, kann an anderer Stelle dieser Nummer (unter „Preise und Löhne“) nachgelesen werden.

Den Nominallohn ist gestiegen, aber der Reallohn ist, allgemein gesprochen, der gleiche geblieben. Was der Arbeiter nach vielem Weh und Ach mehr zugesprochen bekommt, nimmt ihm die Kränklichkeit wieder weg. Die Lage der Arbeitererschaft hat sich gar nicht oder nur ein wenig gebessert, und das in einer Zeit prächtiger Wirtschaftsbüthe, gewaltig vermehrter Erzeugung und goldigen Unternehmergewinnes. Für den ungeheuren Mehraufwand an Kraft, Gesundheit und Nerven, den die Rationalisierung bedeutet, wird der Arbeitererschaft kein entsprechendes Entgelt. Das beträchtliche Mehr, das sie erspäht, kommt allein der Profitgenossenschaft zugute. Das beweisen die Rechnungsabschlüsse der Aktiengesellschaften, die Selbstfinanzierung der Industrie, der milliardenhohe Wertzuwachs der Anteilsscheine, die Riesengehälter der Direktoren, die bedeutenden Zubehörungen an nationalpolitische und fachpolitische Organisationen, der aufreizende Luxus der Obergeschichten und anderes mehr. All das ist eigentlich etwas ganz Natürliches; denn wo sollte der riesige Gewinn bleiben, der aus der Vermehrung der Produktion bei gleichbleibendem Reallohn und steigenden Preisen spritzt?

Die Unternehmer und ihresgleichen wollen, wie alle Welt weiß, nicht wahrhaben, daß sie im Gelde schwimmen. Bei jeder Lohnforderung schwören sie Stein und Bein, daß sie einfach unerfüllbar sei. Man erinnert sich noch, um nur ein Beispiel von vielen anzuführen, was im Vorjahre die Eisenindustriellen gegen den Achtstundentag und Lohnausgleich vorbrachten. Es seien, so erzählten sie, 10 000 Neueinstellungen, eine Menge von Wohnungen und 100 Millionen Wargeld nötig, um der Forderung gerecht werden zu können. Zwar lachten über das Geschichtliche die Führer, aber es hatte dennoch im Reichsarbeitsministerium die gewollte Wirkung, wie ja das Unikum von einem Schiedspruch offenkundig. Er verbürgte den Schwerindustriellen den ununterbrochenen Betrieb der Werke in dieser gewinnreichen Zeit, einer Anzahl von Eisenarbeitern aber brachte er neben geringfügigen Vorteilen eine nie erdenkliche Streiterei über seine Ausdehnung oder Wirkung. Von den unumgänglichen Neueinstellungen, den vielen notwendigen Wohnungen und den unerlässlichen 100 Millionen redete kaum noch einer; das rührsame Geschichtliche ward in dem Augenblick in die Riste gelegt, wo es seine Schuldigkeit getan hatte.

Die Abweisung von Lohnforderungen unterstützen die Unternehmer gewohnheitsmäßig mit schmalzigem Wehklagen über unerträgliche Soziallast, Steuerdruck, Reparationsabgabe und dergleichen: wenn dazu noch eine Lohnhöhung komme, dann gehe die Wirtschaft gleich zugrunde und der deutsche Himmel falle schurkstracks ein. Die arbeitenden Schichten müßten eben auch den Riemen enger schnallen und die Kosten mittragen helfen, die der Wiederaufbau, die Rationalisierung und der Krieg — den, nebenbei bemerkt, nicht die Arbeiter, sondern die herrschende Sippe angezettelt hat! — verursachten. So war es beim Krieg, bei der Ruhrbesetzung, bei der Inflation, beim wirtschaftlichen Wiederaufbau, bei der Rationalisierung: die Gewinne sind immer kapitalisiert, die Verluste immer sozialisiert worden!

Die Tatsache, daß trotz gewaltig vermehrter Anstrengung, trotz beträchtlich erhöhter Fördermenge und trotz vielseitigen Kapitalgewinnes die Arbeitererschaft noch gleich schlecht gestellt, ein noch ebenso kärgliches Dasein führen muß, wie ehedem, ist es, was ihre Unwilligkeit über das Schlichtungswesen oder doch über die Zwangsschlichterei allgemein und stark macht. So sehr die Unwilligkeit zu verstehen und so berechtigt sie ist, es darf nicht außer acht gelassen werden, daß auch günstige Schiedsprüche und die gänzliche Beseitigung der Zwangsschlichterei

# Vom Raubbau des Kapitalismus

den Kern des Übels unangetastet lassen. Der Kern besteht kurz darin: das Unternehmertum und seine Begleiter haben sich durch Zolleinbußen, Kartelle, Syndikate, usw. die Möglichkeit geschaffen, die Preise zu diktieren. Von dieser Möglichkeit vermag es den Nutzen eines noch so günstigen Schiedspruches und den eines noch so erfolgreichen Streiks auszuweichen, indem es die Kosten durch Preissteigerung auf die Verbraucherschaft, das heißt wieder auf die Arbeitermasse abwälzt. Wenn nicht sofort, dann sicher nach kurzer Zeit sind die Arbeiter das mit Wut und Not erlangte Mehr an Geld wieder los. Solange diese Preisdiktatur besteht, dreht sich die Lohnbewegung im Kreise ohne Aussicht, ihr entrinnen zu können.

Das alles ist gewiß nichts Neues; es ist schon tausendmal dargelegt worden. Den Worten sind zuweilen Versuche auf Abhilfe gefolgt, aber die wirklich bessernde Tat ist ausgeblieben. Die Reform des Schlichtungswesens muß begleitet sein von einer ernsthaften Kontrolle des Kartellwesens, die die Preisdiktatur unterbindet, soll die Arbeiterkraft aus dem Engpaß herauskommen, den Lohnhöhe und Preissteigerung bilden. Hierfür ist allerdings das Eingreifen der Gesetzgebung unerlässlich. Davon war solange nicht wohl zu denken, als wir von einer Rechtsregierung heimgesucht waren. Nun aber sind wir, wie es heißt, von einer fortschrittlichen Regierung beglückt. Man sollte die Probe auf das Exempel machen. Die Kontrolle der Kartelle ist schon oft vortrefflich begründet worden und wird seit langem gefordert, so daß es nun an der Zeit wäre, für ihre Verwirklichung einen ersten Anlauf zu nehmen. Die ganze Kraft der organisierten Arbeiterkraft sollte eingesetzt werden, um die Gesetzgebungsmaschine und den Verwaltungsapparat für die längst erkannte Notwendigkeit in Schwingung zu bringen.

### Änderung der gewerkschaftlichen Lohnpolitik

Doch dabei darf es sein Weiden nicht haben. Des weiteren scheint eine Änderung der gewerkschaftlichen Lohnpolitik notwendig. In welchem Sinne, sei gleich kurz angedeutet: Unsere Lohnberechnungen und Vergleiche ruhen noch immer auf dem Stand der Dinge der Vorkriegszeit. Dieses Kleben an der Vergangenheit, wofür man gewiß gute Gründe anführen kann, ist allerdings recht zeitwidrig geworden. Der Lohnstand vor dem Kriege war zu erbärmlich, um ihn in mehr als einer Hinsicht anders gearteten Zeit als Vergleichsmaßstab beibehalten zu können. Die produktive Ergiebigkeit hat sich im Vergleich zur Vorkriegszeit je Mann und Stunde bedeutend erhöht, die Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft hat sich entschieden verbessert, der Unternehmensgewinn ist beträchtlich gestiegen. Dieses Mehr an Fördermenge, Ausnutzung und Profit sollte fortan in der Lohnpolitik neben dem Preisstand zur Geltung kommen. Mit anderen Worten: der Soziallohn muß grundsätzlich anerkannt und seine Durchsetzung nachdrücklich betrieben werden.

Die Festsetzung des Soziallohnes — das heißt im Grunde nichts anderes als Lohnsteigerung im Verhältnis zur Produktionssteigerung — bedingt allerdings das Recht zur Einsicht in die Geschäftsgebarung der Unternehmen. Dies ist keineswegs etwas Unvergleichliches oder Regelneues, wie die englische Eisenindustrie bezug. Dort prüfen regelmäßig Vertreter der Industriellen und der Stahlhämmer-Gewerkschaft mit einem vereinigten Bücherrevisor die Geschäftsbücher, um nach dem Befund die jeweilige Höhe des (Eisen-)Lohnes zu bestimmen. Daß durch die englischen Hüttenwerke eingefallen wären, ist nirgends bekannt geworden. Man sollte meinen, unsere deutschen Industriellen müßten eine solche Einsichtnahme freudig begünstigen, zumal sie ja doch dadurch schwarz auf weiß datur könnten, daß ihre immerwährenden Schauptungen von der Seriosität ihrer Überschüsse auf Wahrheit beruhen. Wenn sie auf diese Weise den Nichtigkeitsbeweis erbrachten, brauchte es keiner überirdischen Glaubensstärke mehr für ihre Versicherungen. Wenn aber, wie man getrost annehmen kann, sich unsere Industriellen mit Faust und Zunge der Einsicht in die Geschäftsbücher widersetzen und mit Lautsprechern von einem Eingriff in unerlässliche Rechte größten tollern, so braucht das für die Gewerkschaften heilsame kein Grund zu sein, die Sache des Soziallohnes auf die lange Bank zu schieben. Für ihn könnten zur Not die Betriebsräte im Verein mit unsern Volkswirtschaftlern die Grundlagen beschaffen. Ist der Gedanke erst einmal etwas lebenskräftig geworden, werden sich damit auch die Industriellen abzufinden haben. Die Gewerkschaften haben ihnen schon so manche Klennerei beigebracht, warum sollte das nicht auch hier gelingen? Unsere bekanntlich etwas schwächlichen Fabrikbetreuer bedürfen nur der Erziehung, und diese müssen ihnen die Gewerkschaften angedeihen lassen.

Die Durchsetzung des Soziallohnes läuft, wenn nicht auf die Befreiung, wohl aber auf die Milderung eines großen Übels hinaus. Daß der Rationalisierung mit ihrem Drama und Dramen häufig die Warenberge schneller als je abgesetzt werden immer schmerzlicher, wird bald unumgänglich sein, sofern die Kaufkraft der Masse nicht entsprechend steigt. Wenn sich aber der Lohn nur wenig oder gar nicht über den der Zeit ohne Rationalisierung erhöht, so müssen die Absatzbedingungen schneller aufeinander folgen, müssen Streifen und Arbeitslosigkeit länger werden. Und welche trüben Folgen sich daraus für die Gewerkschaftsbewegung nicht ergeben, ist leicht abzuschätzen. Was hier zuerst als möglich angeseht, ist in Kanada bereits schon traurige Tatsache geworden. Dieses Beispiel ist warnend genug. Allein, warum in die Ferne schweifen, wo das Übel ganz nahe liegt.

Die deutschen Arbeitsämter haben zurzeit weit mehr als eine Million Erwerbslose, wozu die Kriegsgeldbesitzer zu zählen sind, die kaum weniger zahlreich sein dürften. Das heißt nichts anderes, als daß es jetzt in Deutschland bei einem wirtschaftlichen Hochstand schon rund 2 1/2 Millionen Menschen gibt, die nicht arbeiten können, weil die anderen schon über die Kaufkraft hinaus ergangen. Der Warenabsatz wird sich in dem Maße heben, als der Lohn in ein grades Verhältnis zur Preissteigerung und Fördermenge kommt, kurz wie der Soziallohn Laßache wird. Und damit wird dem oben genannten Übel erheblich vorgebeugt sein. Auch für die jetzt Beschäftigten lohnt sich dann die Aussicht, nach und nach wieder in Stellung, in besserer Verhältnisse, wieder in den Stand zu kommen, gleichfalls wieder vollwertiger Käufer und damit Förderer des Wirtschaftslebens zu werden. So ist denn die Durchsetzung des Soziallohnes nicht nur ein höchbedeutendes soziale, sondern auch eine wirtschaftliche Notwendigkeit.

Bekanntlich heißt es immer, die Rentabilität unserer Wirtschaft könnte nur durch Mehrarbeit und erhöhte Leistungen der Arbeiterschaft gesichert werden. Und Millionen Hände haben in den letzten Jahren auch fortgesetzt ihre Leistungen steigern müssen, um den Wiederaufbau unserer durch Krieg und Inflation zerrütteten Wirtschaft zu fördern. Es wird auch kaum einen Arbeiter geben, dem die Einsicht fehlte, daß der Krieg ungeheure Werte an wichtigen, für den Bestand der menschlichen Gesellschaft unbedingt notwendigen Gebrauchsgütern vernichtet hat, deren Erzeugung auf irgendeine Art wieder auf ein Gleichmaß mit dem Bedarf gebracht werden mußte, wenn wir nicht ständigen Mangel an Notwendigsten leiden wollten. Allein aus dieser Selbstverständlichkeit heraus, über die sich schließlich jeder Arbeiter klar war, hat auch die Gesamtarbeiterschaft willig das Opfer der Rationalisierung auf sich genommen und den ungeheuren Anforderungen standgehalten, die an die körperlichen und geistigen Kräfte des einzelnen gestellt wurden, um diesen Ausgleich des Fehlenden im Verhältnis zum Bedarf und Gebrauch zu schaffen.

Keineswegs so einsichtslos wie die Arbeiterschaft haben sich die Kapitalisten für den eigentlichen Zweck der Wirtschaft erwiesen. Für sie ist die Wirtschaft heute noch wie ehedem nicht das Gefüge der menschlichen Gemeinschaft für den Lebensunterhalt eines Volkes, sondern für sie ist die Wirtschaft das Objekt, an dem verdient werden muß, ganz gleich mit welchen Mitteln. Hat es früher einmal Kapitalisten gegeben, die sich damit begnügten, daß ihr Unternehmen einen bescheidenen Verdienst abwarf, so müssen es heute Hunderte Prozent sein. Hebung der Wirtschaft bedeutet für diese Kreise nicht Hebung der Lebenshaltung eines Volkes oder der Menschheit, sondern Hebung des Verdienstes, Vergößerung des Profites.

Dieser Zustand hat im Verlaufe der wenigen Jahrzehnte, wo wir von einem Großkapitalismus reden können, nicht allein zu einer ungeheuren Steigerung der menschlichen Ausbeutung geführt, die längst unerträglich wäre, wenn wir keine gewerkschaftlichen Organisationen hätten, sondern die kapitalistische Wirtschaft treibt auch von jeher einen entsetzlichen Raubbau mit den Schätzen der Natur.

Schon vor zwanzig Jahren hat der amerikanische Staatsmann Roosevelt in einer Rede vor Gouverneuren der Einzelstaaten festgestellt, daß mit den Schätzen der Natur eine grenzenlose Verschwendung getrieben würde, seit sich der Großkapitalismus ihrer bemächtigt habe. „Schon ist“, so führte er aus, „die Zeit nahe, wo wir kein herrenloses Land zur Verfügung haben. Wir begannen unsere Wirtschaft mit einem noch nie in der Welt vorhandenen Waldbreichtum. Heute ist die Hälfte unseres Holzverbrauchs dahin. Wir begannen den Bergbau auf Kohlenfeldern, deren Umfang in keinem anderen Lande erreicht wird, und mit Eisenstein, die als unerschöpflich galten, während heute unsere Sachverständigen erklären, daß für Eisen sowohl wie für Kohle das Ende schon in Sicht ist. Die ungeheuren Vorräte an Öl und Gas sind zum großen Teil dahin. Unser Ackerbau schließlich begann auf einem Boden von jungfräulicher Fruchtbarkeit, heute jedoch ist er infolge einer unvernünftigen Nutzung und der Erschöpfung der Krume dahin gelangt, daß die Leistungsfähigkeit des Bodens im Abnehmen statt im Zunehmen ist.“

Soweit Roosevelt schon vor zwanzig Jahren. Seitdem hat sich kein Dent an der kapitalistischen Raubbauwirtschaft geändert, im Gegenteil, nicht allein zur Verschwendung und Verschwendung, sondern sogar zur Vernichtung, zur v o r s ä t z l i c h e n V e r n i c h t u n g ungeheurer Werte an Naturschätzen und Erzeugnissen hat dieses System geführt, wenn es galt, der Steigerung des Profites die Bahn zu ebnen.

### Preise und Löhne

In den letzten Monaten sind Preissteigerungen in einem Maße zu beobachten, die für die Wirtschaft nachdrücklich werden können. Gewiß haben die Löhne durch die gewerkschaftliche Tätigkeit seit Mitte des Jahres 1927 eine Erhöhung erfahren. Aber es scheint doch bereits der Zeitpunkt gekommen zu sein, wo die gesteigerten Preise diese Einkommenserhöhung nicht zur weitgemacht, sondern wesentlich überflügelt haben. Nimmt man die Indexsiffern des Statistischen Reichsamts zu Hilfe, so hat sich folgende Entwicklung seit Anfang des vorigen Jahres ergeben. Die Agrarpreise und Kolonialwaren lassen wir außer Betracht, weil sie nur eine geringfügige Veränderung erfahren haben. Aber für die industriellen Produkte ergibt sich folgendes Bild:

Zeitraum	Index- über	Industrielle Produkte	Lebens- mittel	Fertigwaren	Lebens- haltungskosten
1. Vierteljahr 1927	135,5	129,5	129,1	151,3	145,0
4. Vierteljahr 1927	139,8	134,0	132,2	171,7	150,7
1. Vierteljahr 1928	138,4	133,8	135,2	172,9	150,7
April 1928	139,5	133,8	136,1	173,9	150,7
Mai 1928	141,2	135,5	136,4	175,9	150,6
27. Juni 1928	141,0	135,5	137,1	176,1	151,4

Die Spitze der Preissteigerungen halten die industriellen Fertigwaren, darunter zeichnet sich besonders der Posten Konsumgüter aus. Die Konsumgüter zählen zu den Produkten, die die breite Masse des Volkes verbraucht. Die Lebenshaltungskosten haben sich ebenfalls nach oben bewegt, wobei berücksichtigt werden muß, daß Steuern, soziale Abgaben usw. darin nicht enthalten sind, also zugezählt werden müssen.

Nach den Berechnungen der Reichskredit-Gesellschaft haben sich die Reallohnrate bei regelmäßiger Arbeitszeit für gelernte Arbeiter (1913 = 100) vom Januar bis Mai 1928 von 141,2 auf 147,9 erhöht; die der ungelerten Arbeiter von 159,0 auf 166,9. In dieser Aufwertung macht sich die gesteigerte Tätigkeit der Gewerkschaften bemerkbar. Wir glauben, daß zumindest bei den gelernten Arbeitern der Stand der Vorkriegszeit noch nicht erreicht ist, zumal man bei den Lebenshaltungskosten jene Ausgaben zählen muß, die darin, wie oben bereits erwähnt, nicht enthalten sind. Der geringe Stand zeigt sich auch an der U m s ä t z e n der Konsumvereine. Diese betragen im ersten Vierteljahr 1928 7,76 im Monatsdurchschnitt. Das sind 13,6 % im Verhältnis zur Vorkriegszeit.

Für die Verteilung des Massenverbrauchs wird in der Regel der Gleichverbrauch je Kopf der Gesamtbevölkerung herangezogen. Im Jahre 1913 wurde ein Fleischverbrauch von 72 Kilogramm je Kopf festgestellt. Für 1927 wird ein solcher von 52,42 Kilogramm errechnet. Aber da die Bevölkerung einen ganz anderen Aufbruch erhalten hat, das heißt die Zahl der Kinder geringer und die der Erwachsenen höher ist, so ergibt sich im Verhältnis für 1913 ein Fleischverbrauch von 66 Kilogramm und für 1927 61,80 Kilogramm. Somit hat der Fleischverbrauch die Vorkriegszeit noch nicht erreicht. Die Reichskredit-Gesellschaft bemerkt zu ihren Untersuchungen der Löhne und Preise: „Es ist der Schluß gerechtfertigt, daß der Lebensstandard der großen Massen in den letzten Jahren gestiegen und noch im Steigen begriffen ist. Der Stand der Vorkriegszeit ist jedoch im Abzug der Konsumvereine, je Kopf der Mitglieder berechnet und unter Berücksichtigung der gestiegenen Löhne der Erziehung, noch nicht erreicht.“

So ist uns u. a. aus dem Jahre 1920 noch bekannt, daß die amerikanische Getreideproduktion einen Überschuß von 222 Millionen Tonnen Weizen ergeben hat, und weil Europa auf Grund seiner damals schlechten Valuta nur imstande war, zwei Drittel davon zu kaufen, wurde der Rest vernichtet. Man bedenke, in einer Zeit, wo in Ost- und Mitteleuropa Millionen und Abermillionen Menschen bittersten Hunger litten, wo Tausende starben und verdarben, läßt der Kapitalismus mit Schiffs-ladungen wertvollen Brotgetreides die Lokomotiven heizen oder versenkt sie ins Meer, nur aus dem einzigen Grunde, um die Höhe der Preise zu halten. Auch in Argentinien wiederholte sich 1923 derselbe Wahnsinn, wo man Tausende von Rindern abschlachtete, das Fleisch fortwarf und nur die Felle verkaufte, weil man durch die geringe Aufnahmefähigkeit Mitteleuropas nicht die erwünschten Preise hätte erzielen können. Im Gegensatz zu diesen unerhörten Vorgängen sei an die Ausführungen eines Wiener Gewerkschafters erinnert, der zur Zeit der größten Not des österreichischen Volkes auf einem Gewerkschaftskongreß in Wien folgendes feststellte:

„Was alles möglich ist, äußert sich darin, daß mir in der Viehzentrale eine Wurst vorgelegt wurde, deren Inhalt aus Pferdehäuten bestand. Es wird heute mehr Leder gegeben, als wir zu den Stiefeln bekommen. Ich könnte Pferdefleischhauerbetriebe nennen, die tausend Kilogramm Kartoffeln kaufen und verworfen. Sie geben die Kartoffel zum Pferdefleisch, kaufen das Fleisch zu 8,10 Kronen und verkaufen es als Wurst für sechszig Kronen.“

So sehen wir in Europa die Wurst aus Abfällen und Pferdehäuten, während in Argentinien das Fleisch auf den Düngerhaufen verkauft.

Man könnte diese Vergleiche mit zahllosen Beispielen fortsetzen. Fast täglich begegnen uns neue Auswüchse dieses unerhörten rücksichtslosen Systems. So ließ sich zum Beispiel erst vor wenigen Tagen die Zeitschrift „Das Holz“, ein Fachblatt für Holzindustrie, von einem ihrer Mitarbeiter die folgenden Sätze schreiben:

„Wir alle wissen, daß es viel zu viel Sägewerke und erst recht viel zu viele Satter gibt, und wenn man zur Hebung der Preise in Südamerika seinerzeit den Gedanken faßte, ein Drittel der Kaffeeproduktion zu verbrennen, so könnte man mit einer gemäßigten Berechtigung auch ein Drittel der Sägewerke in Flammen aufgehen lassen. Damit würde der Sägeindustrie eine große Wohlthat erwiesen.“

Wenn es nicht schwarz auf weiß im „Holz“ zu lesen stünde, wäre es kaum zu glauben, daß ein menschliches Hirn einen so heillosen Wahnsinn ausbrüten könnte. Man stelle sich bloß vor: Millionen fleißige Hände müssen fortgesetzt ihre Leistungen steigern, um die Rentabilität unserer Wirtschaft zu sichern, wenn die Sache dann soweit ist, daß tatsächlich ein Überschuß an erzeugten Gütern zu einer Senkung der Preise Anlaß gäbe, dann verlangt ein Mensch, der vielleicht nie einen Sandgriff zur Erzeugung dieser Werte beigetragen hat, daß zur Steigerung des Profites das amerikanische Beispiel, die Vernichtung wertvoller Güter der Volkswirtschaft übertragen wird.

Aus diesem letzten Beispiel können wir ersehen, um was es im Kreislauf des wirtschaftlichen Geschehens innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft geht: Erst die Arbeiterschaft zu ungeheurer Leistung anspornen, damit sie etwas aufbaut, dann das Geschaffene anzünden und vernichten, um dann wieder die Arbeiter zu unerhörter Ausbeutung anzutreiben, um die vernichteten Werte neu zu schaffen. Hier sehen wir aber auch, wie notwendig es ist, daß wir mit Hilfe unserer gewerkschaftlichen und politischen Kampfmittel dazu beitragen, daß der Raubbau des kapitalistischen Systems durch eine vernünftige Planwirtschaft abgelöst wird.

Bei einem Gesamtüberblick über das gegenwärtige Verhältnis der Preise zu den Löhnen ergibt sich also zweifellos, daß die eingetretene Lohnsteigerung von den Preissteigerungen ausgeglichen wurden.

### Ein gewaltiges Absatzgebiet

In der Frankfurter Zeitung macht der bekannte Professor Karl Oppenheimer darauf aufmerksam, daß die deutsche Industrie fortwährend nach Ausfuhrmöglichkeiten suche, wobei aber ein Land vorgehen würde, dessen Ausfuhrmöglichkeiten vorläufig unbegrenzt seien. Dieses Land heißt — D e n t s c h l a n d. Der Verfasser meint nicht das Deutschland der Bergwerke und Fabriken, aber das Deutschland der Äcker, Wiesen und Gärten.

Die deutsche Landwirtschaft, um die es sich hier handelt, hat infolge der einseitigen Wirtschaftspolitik der Vorkriegszeit eine durchgehende verkehrte Richtung in der Entwicklung eingeschlagen. Der Großbetrieb, der hauptsächlich den Körnerbau betreibt, ist einseitig begünstigt worden, während der Teil der Landwirtschaft, der hochwertige Produkte, Vieh, Fleisch, Fett, Milchprodukte, Geflügel, Eier, Gemüse, Obst, Leder usw. erzeugt, vernachlässigt wurde. Zur Einfuhr der letztgenannten Produkte müssen wir zwei Milliarden Mark jährlich ausgeben. Bei intensiver Kultur dieser Edelerzeugnisse würde es möglich sein, einen großen Teil der Einfuhr zu erübrigen. Bei einer vollständigen Siedlungsreform könnte dies erreicht werden. Die aus beschloßenen Landarbeitern und armen Zwerghauern gebildete neue Bauernschaft würde eine durchaus kaufkräftige Schicht der Bevölkerung darstellen. „Man wird bescheiden sein, wenn man rechnet, daß ein gutinstabiler Bauer oder genossenschaftlich organisierter Ziedler je Kopf das Vierfache an Nutzgütern aus dem Markt nimmt wie ein beschloßener Landarbeiter, und das wäre bei 20 Millionen Köpfen schon ein ganz erheblicher Zuwachs, schätzen wir etwa 200 A jährlich je Kopf gleich 4 Milliarden Mark mehr an Verbrauchsgütern (Washstoffe, Düngemittel, Werkzeuge, Energie) und Verbrauchsgütern. Und da ja die Zahl der Konsumenten wachsen soll, so kann man in Zukunft auch mit 5 oder mehr Milliarden rechnen.“

Professor Oppenheimer betrachtet es als eine Pflicht der Banken und der Industrie, die Lösung der Agrarkrise mit auf ihre Schultern zu nehmen. Die vereinigte Kraft der Großindustrie und der Banken könnte dieses Werk zweifellos vollbringen. Würde dies erreicht, dann hätte die Industrie, wie oben bereits gezeigt, so große Absatzmöglichkeiten innerhalb Deutschlands, daß der Produktionsapparat auf einer viel größeren Stufenleiter zu arbeiten in der Lage wäre. Das ist während der Suchen nach Ausfuhrländern wäre nicht mehr notwendig, denn warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nahe liegt. In der Tat ein Problem, das die ernsthafteste Beachtung verdient.

### Der Zentralverband der Angestellten

legt seinen Geschäftsbericht für das Jahr 1927 vor. Er gewährt einen Einblick in die umfangreiche Kleinarbeit. Die sozialpolitische Tätigkeit, die Sachgruppenarbeit, die Rechtsjuristatigkeit werden ausführlich dargestellt. Aber auch aus der Berrachtung der Angehörigen über die Werbe-, Jugend- und Bildungsarbeit geht hervor, in welchem umfangreichen Maße die Organisation sich um die Gewinnung der Handlungsgehilfen und Büroangestellten bemüht. Es haben im Verlauf des Jahres 4753 Mitglieder Stellenlosere und 5164 Mitglieder Krankenunterstützung erhalten. Sterbegeld wurde an 461 Mitglieder ausbezahlt. Berichte über die vom Verbande erst im vergangenen Jahre eingerichtete Altershilfe und Anstaltenbeihilfe liegen noch nicht vor.

**Beschluß der Mitgliederversammlungen!**

Unser Verband ist eine Demobank. / Jedes Mitglied ist zur Mitentscheidung berufen. / Wer sich des Rechtes der Mitentscheidung nicht bedienen will, muß in die Versammlungen kommen. / /



# Technik und Werkstatt



## Die Nützlichkeit des Rechenstabes

### Im Verbandsbüro

(Schluß)

Der Rechenstab ist natürlich nicht nur für den Mann in der Werkstatt sehr nützlich, sondern gleichfalls für den Kollegen im Verbandsbüro. Hat da beispielsweise unser Verbandsangestellter auszurechnen, wieviel Hundertfäße der örtlichen Mitgliedschaft den verschiedenen Mitgliederklassen angehören. Um dieses herauszufinden, fängt er an, die Mitgliederzahlen jeder der 6 Klassen in die Gesamtzahl der Mitgliedschaft zu teilen. Benützte er hierzu den Rechenstab, wäre er, einige Übung vorausgesetzt, mit den sechs Rechnungen schon längst fertig, ehe er mit dem Bleistift nur eine ausgerechnet hat. Wir wollen das an einem praktischen Beispiel darlegen.

In einer unserer Verwaltungsstellen wurden in einem Vierteljahr insgesamt 58 349 Beiträge geleistet, davon stelen auf Klasse

I	II	III	IV	V	Ausgesteuerte
34718	5028	12491	1453	3249	1416
vS 59,5	8,6	21,4	2,5	5,6	2,4

Um herauszufinden, welches die Hundertfäße einer jeder dieser Klassen sind, stellt man den Käufer des Rechenstabes auf die Zahl 58 349, dann schiebt man jede der (Klassen-) Zahlen auf der Zunge über die Hauptzahl auf dem Körper und man kann die Hundertfäße nach einander ablesen. Es sind also nur sechs Verschiebungen zu machen, um die Ergebnisse zu erhalten.

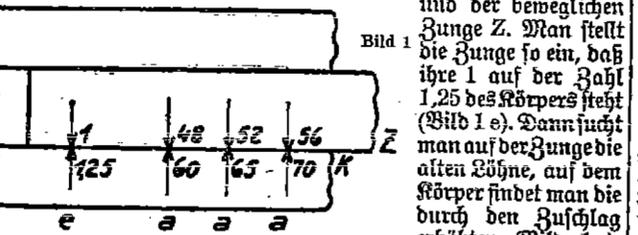
Unsere Verbandsfunktionäre haben natürlich noch andere Rechnungen zu machen. Zum Beispiel folgende: Eine Werkstatt sollte einen Zuschlag von 25 vS auf den Arbeitslohn erhalten, zum Beispiel für Überstunden oder besondere Leistungen. Der Stundenlohn beträgt bei einigen der Leute 48 S, bei den andern 52 S und 56 S. Wie hoch ist der Stundenlohn einschließlich Zuschlag?

Da gibt es verschiedene Wege der Berechnung. Mancher geht vor, zuerst den Zuschlag zu berechnen und ihn dann auf den Lohn zu schlagen. Er rechnet also 25 vS von 48 S oder 25 mal 48 durch 100 = 12 S; 48 S Stundenlohn und 12 S Zuschlag gibt 60 S. Ebenso findet er 52 S und 13 S = 65 S; 56 S und 14 S = 70 S. Bei 25 vS kann man sich außerdem des Rechenstabes bedienen, daß es gleich ein Viertel ist: Man rechnet 48 durch 4 und erhält 12 usw. Doch kommt eine bewährte Vereinfachung nur bei wenig Hundertfäßen in Betracht.

50 vS = 1/2	25 vS = 1/4	16 2/3 vS = 1/6
33 1/3 vS = 1/3	20 = 1/5	12 1/2 = 1/8

Der gewandte Rechner erspart sich das Zusammenzählen von Lohn und Zuschlag dadurch, daß er beide Rechnungen in einer einzigen zusammenfaßt. Bei 25 vS Zuschlag wird aus einem Stundenlohn von 1 M ein höherer von 1,25 M. Wo braucht man die ursprünglichen Löhne nur mit 1,25 M malzunehmen, um die neuen Löhne zu erhalten: 48 S mal 1,25 = 60 S; 52 S mal 1,25 = 65 S; 56 S mal 1,25 = 70 S. Bei 1,25 läßt sich das Malnehmen auch im Kopfe ausführen, weil man statt dessen durch 8 teilen kann; nur darf man nicht vergessen, hernach mit 10 malzunehmen — das heißt eine Null anzuhängen.

Am schnellsten und sichersten gehts aber mit dem Rechenstab. Bild 1 zeigt den Rechenstab mit dem festen Körper K und der beweglichen Zunge Z. Man stellt die Zunge so ein, daß ihre 1 auf der Zahl 1,25 des Körpers steht (Bild 1 a). Dann schiebt man auf der Zunge die alten Löhne, auf dem Körper findet man die durch den Zuschlag erhöhten (Bild 1 b).

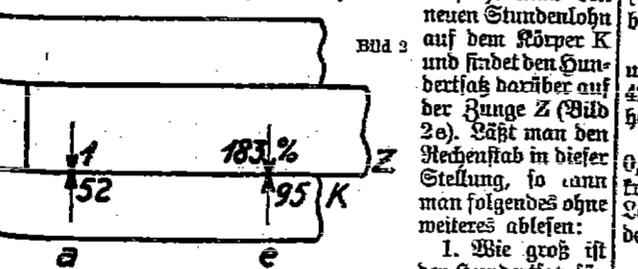


Man kann also mit einer einzigen Stellung der Zunge sämtliche Stundenlöhne auf einmal ablesen. Wenn der Zuschlag zum Beispiel 18 vS beträgt, dann stellt man natürlich auf 1,18 ein (1,00 + 0,18 = 1,18) und liest ab:

alter Lohn	neuer Lohn
48 S	56,6 S
52 =	61,4 =
56 =	66,1 =

Sehr häufig handelt es sich darum, den Hundertfuß einer Lohnänderung zu ermitteln. Es möge zum Beispiel der Vorkriegslohn 52 S betragen haben, während jetzt ein Stundenlohn von 95 S gezahlt wird. Man teilt 95 durch 52 und erhält 1,83 oder 183 vS. Der Stundenlohn beträgt jetzt 183 vS des Vorkriegslohnes oder man kann auch sagen, daß er um 83 vS höher ist.

Bei der Benutzung des Rechenstabes genügt eine einzige Einstellung, mit der man zugleich andere Lohnänderungen ablesen kann. Man stellt die Zunge so ein, daß ihre 1 auf dem Vorkriegslohn (52) steht (Bild 2 a). Dann sucht man den neuen Stundenlohn auf dem Körper K und findet den Hundertfuß darüber auf der Zunge Z (Bild 2 b). Läßt man den Rechenstab in dieser Stellung, so kann man folgendes ohne weiteres ablesen:



1. Wie groß ist der Hundertfuß für verschiedene Löhne?

Zum Beispiel: Lohn	Hundertfuß
80 S	154 vS
85 =	163 =
90 =	173 =
95 =	183 =
100 =	192 =
105 =	202 =
110 =	212 =

auf dem Körper suchen auf der Zunge ablesen.

Bei den letzten beiden Ablesungen erweitert sich ein Rechenstab mit verlängerter Skala besonders nützlich, weil man keine Umstellung vorzunehmen braucht.

2. Wie groß ist der Stundenlohn für verschiedene Hundertfäße?

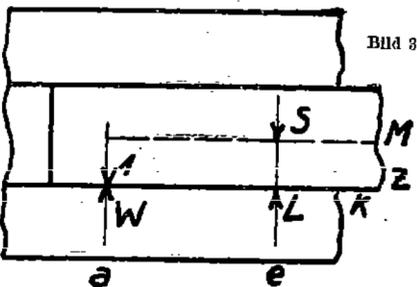
Hundertfuß	Stundenlohn
150 vS	78,6 S
155 =	80,6 =
160 =	82,2 =
165 =	83,8 =
170 =	85,4 =

auf der Zunge suchen auf dem Körper ablesen.

Aus dem Stundenlohn den Wochenlohn zu berechnen, bietet keine Schwierigkeit; man rechnet einfach Wochenlohn = Stundenlohn mal Arbeitszeit. Bei einem Vorkriegslohn von 52 S und einer Arbeitszeit von 54 Stunden erhält man Vorkriegswochenlohn = 0,52 mal 54 = 28,08 M.

Bei einem derzeitigen Stundenlohn von 95 S und 48 Stunden Arbeitszeit erhält man: jetziger Wochenlohn = 0,95 mal 48 = 45,60 M.

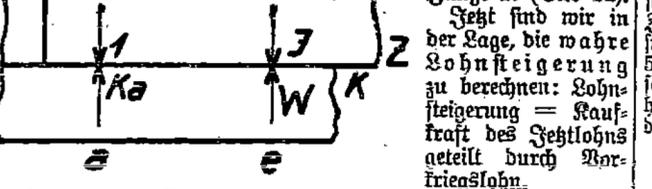
Mit dem Rechenstab verfährt man in beiden Fällen so. Man stellt den Käufer auf den Stundenlohn L auf dem Körper K des Rechenstabes und herschiebt die Zunge soweit, daß die Arbeitszeit S auf der Mittelskala der Zunge genau unter dem Käufer liegt. Dann stehen Stundenlohn und Arbeitszeit einander gegenüber (Bild 3a). Man kann man den Wochenlohn so auf dem Körper ablesen, und zwar unter der 1 der Zunge (Bild 3a).



Wichtig ist es, aus den bisherigen Ergebnissen die Kaufkraft des Wochenlohnes zu ermitteln. Man benutzt dazu den Lebenshaltungszindex, der für die Vorkriegszeit mit 100 vS angelegt wird und jetzt zum Beispiel 155 vS betragen mag. Wenn der Wochenlohn vor dem Kriege 28,08 M betrug, so hatte er auch die Kaufkraft 28,08 M. Für den Nachkriegslohn findet man Kaufkraft = Wochenlohn geteilt durch Index.

In unserem Beispiel: Kaufkraft = 45,60 M geteilt durch 1,55 = 29,40 M, das heißt ein Wochenlohn von 45,60 M hat jetzt eine Kaufkraft von nur 29,40 M, gemessen an Vorkriegspreisen.

Wie Bild 4 a zeigt, stellt man den Wochenlohn W (Körper) und den Index J (Zunge) aufeinander ein und liest die Kaufkraft Ka auf dem Körper unter der 1 der Zunge ab (Bild 4a).



Jetzt sind wir in der Lage, die wahre Lohnsteigerung zu berechnen: Lohnsteigerung = Kaufkraft des jetzigen geteilt durch Vorkriegslohn.

In unserem Beispiel: Lohnsteigerung = 29,40 M geteilt durch 28,10 M = 1,047. Daraus folgt: Der jetzige Lohn beträgt 104,7 vS des Vorkriegslohnes; oder die wahre Steigerung beläuft sich auf 4,7 vS.

Bild 5 a: Man stellt die Kaufkraft des jetzigen Je (Körper) ein auf den Vorkriegslohn Vo (Zunge).

Wenn es darauf ankommt, die ganze Berechnung in einem Zuge auszuführen, dann verfährt man folgendermaßen:

$$\text{Steigerung} = \frac{\text{Jetztlohn mal Jetztarbeitszeit}}{\text{Vorkriegslohn mal Vorkriegsarbeitszeit mal Index}}$$

Beispiel: Steigerung =  $\frac{0,95 \cdot 54 \cdot 1,55}{0,52 \cdot 54 \cdot 1,55} = 1,047$  oder 104,7 vS.

Die ganze Rechnung läßt sich außerordentlich schnell mit einem Rechenstab ausführen, der eine Mittelskala führt. Man braucht dann nur zwei Zungenstellungen.

1. Man stellt den Käufer auf den Jetztlohn (Körper) 0,95 M und stellt die Zunge so, daß die Jetztarbeitszeit (Mittelskala) 42 Stunden unter dem Käufer liegt. Dann kann man nebenher ablesen 45,60 M Wochenlohn unter der 1 der Zunge.

2. Jetzt schiebt man erst den Käufer auf den Vorkriegslohn 0,52 M (Mittelskala) und dann die Zunge so, daß die Vorkriegsarbeitszeit 54 Stunden auf der Zungenskala unter dem Käufer kommt. Nebenher liest man unter der 1 ab: 163 oder der Jetztlohn beträgt zahlenmäßig 163 vS des Vorkriegslohnes.

3. Die wahre Lohnsteigerung liest man auf dem Körper ab unter dem Index 155 vS auf der Mittelskala. Man macht das am einfachsten so, daß man den Käufer auf den Index 155 vS der Mittelskala schiebt und dann auf der Körperkala abliest; in diesem Falle auf der verlängerten Skala.

Das sieht schwieriger aus als es ist. Man führe die Rechnung nur ein paarmal an dem Beispiel durch, bis sie ohne Anleitung geht. Dann stelle man selber einige Beispiele auf. Bald ist man dann soweit, daß sich die ganze Rechnung mittels des Rechenstabes in kaum 20 Sekunden durchführen läßt. Zur Übung zwei weitere Beispiele mit Lösung:

1. Stundenlohn Vorkrieg 0,55 M, jetzt 0,85 M; Index 157 vS. (Lösung: Wochenlohn Vorkrieg 29,70 M; jetzt 40,80 M; zahlenmäßige Steigerung 68 vS, wahre Steigerung 7 vS.)

2. Stundenlohn Vorkrieg 0,45 M; jetzt 0,88 M; Index 147 vS. (Wochenlohn Vorkrieg 21,60 M; jetzt 42,20 M; zahlenmäßige Steigerung 74 vS; wahre Steigerung 18 vS. In diesem Falle reicht auch die verlängerte Skala nicht aus. Man rechnet wie oben 1. und 2. zeigt. Bei 3. schiebt man den Käufer auf die linke 1 der Zunge; dann berührt man die Zunge so weit, daß sich der Index auf der Zungenskala unter dem Käuferstrich befindet. Jetzt kann man die Lohnsteigerung unter der Zungeneins ablesen.) Dipl.-Ing. Dr. S. Schütze.

(Um Anfragen zu ersparen, sei der „Kosmos-Rechenstab“ empfohlen, der mit Anleitung 12,50 M kostet. Für Verbandsangestellte u. dergl., deren Rechenarbeiten sich ja fast alle auf das einfachere Teilen und Malnehmen beschränken, genügt auch schon der „Mulli“, der billiger (8,50 M) und übersichtlicher ist. Schriftleitung.)

## Verwendung der Edelgase unserer Atmosphäre

Seit den Tagen Lavoisiers ist bekannt, daß die Luft aus annähernd 21 Volumenprozent Sauerstoff und 79 vS Stickstoff besteht und daneben noch geringe Mengen Wasserdampf, Kohlenäure und Spuren von Ozon enthält. Eine neue Zeit in der Geschichte unserer Kenntnisse über die Zusammenetzung der Atmosphäre eröffneten die Untersuchungen von Rayleigh und Ramsay, die in der Luft fünf bis dahin unbekannte Gase nachweisen konnten: das Argon, Helium, Krypton, Neon und Xenon. Sehr reich sind die Umstände, die zur Aufzucht dieser sogenannten Edelgase führten. Die beiden englischen Gelehrten hatten sich die Aufgabe gestellt, mit der größtmöglichen Genauigkeit die Dichte des Stickstoffes zu bestimmen und stellen zu diesem Zwecke reinen Stickstoff her, den sie auf zweierlei Wegen erhielten, das eine Mal aus der Luft, das andere Mal aus chemischen Verbindungen, die Stickstoff enthielten. Sie fanden nun bei ihren Versuchen immer und immer wieder, daß der aus der Luft erhaltene Stickstoff etwas schwerer war als der aus rein chemischem Wege gewonnene. Der Unterschied war nur gering, er zeigte sich erst in der zweiten Dezimale, jedoch lag er außerhalb der Fehlergrenzen des Versuches; es lag nahe, zu vermuten, daß der aus der Luft gewonnene Stickstoff noch mit schwereren Gasen verunreinigt sein mußte, und die weiteren nach dieser Richtung angestellten Versuche führten dann zur Entdeckung der obengenannten Gasarten, die nur in ganz geringen Mengen in der Luft enthalten sind, und zwar entfällt 1 Liter Neon zum Beispiel auf 70 000 Liter Luft, 1 Liter Helium auf 200 000 Liter und 1 Liter Xenon gar auf 100 000 000 Liter Luft. Man gewinnt heute die Edelgase der Luft, von denen einige bereits industrielle Bedeutung besitzen, durch die getrennte Verdampfung flüssiger Luft. Das Neon findet in der Beleuchtungstechnik Verwendung, da es die Eigenschaft aufweist, den Durchgang elektrischer Entladungen durch Röhren zu erleichtern. Füllt man beispielsweise in eine trockene Glasröhre etwas Neongas und gibt einige Tropfen Quecksilber hinzu, so genügt schon das höchste Reibungselektrizität, das entsteht, wenn man die Röhre hin und her schüttelt, um ein orangefarbenes Aufleuchten zu bewirken. Die bekanntesten für Reklamezwecke benutzten Neonlampen oder -röhren liefern ein angenehmes, pflanzlichfarbendes Licht, sobald sie von elektrischer Entladungen durchleuchtet werden. Das Argon ist für die Herstellung von stromsparenden Glühlampen wichtig geworden. Glaubte man früher in den Lampen eine möglichst hohe Luftleere erzeugen zu müssen, so weiß man heute, daß die Anwesenheit geringer Mengen von Stickstoff oder noch besser von Argon den Wirkungsgrad beträchtlich erhöht. Läßt man etwas Argon in der Birne, so erhält man die früher als Halbwattlampen bezeichneten Lichtquellen, die ohne Zweifel einen bedeutenden Fortschritt der Glühlampentechnik darstellen. Was das Helium anlangt, so denkt man zunächst an seine Verwertbarkeit als Füllgas für Zeppeline, jedoch ist leider die Gewinnung aus der Luft viel zu unständlich und zu teuer, da ja in 1 Million Kubikmeter Luft nur 5 Kubikmeter Helium enthalten sind. Das Krypton und Xenon, zwei sehr schwere Gase, sind in so geringem Betrage in der Luft enthalten (1 Kubikmeter Xenon auf 10 Millionen Kubikmeter Luft), daß sie kaum jemals praktische Verwendung finden dürften.

## Technik im Büro

In Dresden ist in diesem Jahre eine Ausstellung „Die technische Stadt“ zu sehen. Dort ist neben anderem von dem Bankhaus Gebr. Anshold ein Stand zu sehen, betitelt „Die Elektrizität im Baubetrieb“, der in ziemlicher Vollendung zeigt, wie die Maschine im Büro Eingang gefunden hat. Es gibt hier kaum ein Gebiet, auf dem elektrische Maschinen und Apparate nicht mit Erfolg eingesetzt wurden. Angefangen bei der einfachen Verrichtung des Briefschließens bis zur Ausführung schwieriger Rechnungen. Am Eingang zum Stande hören wir zunächst das Klappern der Geldzählmaschinen, von denen besonders eine vollautomatische, welche die Münzen nicht nur unglaublich schnell zählt, sondern auch musterhaft rollt, lebhaftes Interesse findet. Das gleiche gilt bezüglich der Stenophondiktiermaschine, die für die Aufnahme und Wiedergabe gesprochener Worte, besonders von Briefdiktionen, bestimmt ist. Auf der Multigraphdruckmaschine können Schreibmaschinenbriefe vollkommen originaltreu in Maschinen hergestellt werden (Farbdruck), ebenso alle Sorten Druckarbeiten nach Art des Buchdruckers mit Drucktypen, Klischees und Druckfarbe. Briefumschläge werden mit der Adrema-Adressiermaschine bedruckt und schließlich mittels der Francothyp-Parfrankiermaschine, die an Stelle der Verwendung von Briefmarken einen unter amtlicher Kontrolle stehenden Stempel aufdrückt, versandfertig gemacht. Auch für die Korrespondenz und Buchhaltung sind sinnreiche Maschinen vorhanden: Schreibmaschinen, bei denen eine leise Berührung der Tasten mit den Fingerspitzen genügt, um einen gleichmäßig schönen Anschlag zu erzielen, dessen Stärke obenrein noch verschieden einstellbar ist. Eine dieser Maschinen schreibt nicht nur elektrisch jeden gewünschten Text, sondern addiert und subtrahiert auch, wobei die Ergebnisse in sogenannten Zählwerten abgelesen werden können. Weiter sehen wir neben Rechenmaschinen, die völlig automatisch die Ergebnisse bringen, eine ebenfalls automatische Buchungsmaschine, die mit Leichtigkeit 250 Buchungen stündlich nicht nur schreibt, sondern auch liest. Eine andere, ebenso einfach wie immer noch konstruierte Buchungsmaschine arbeitet im Wege des Umbrudersfahrens und liefert außerordentliches. So wird die menschliche Arbeitskraft selbst im Bürobetrieb überflüssig gemacht.

## Der höchste Schornstein

Fabrikshote müssen unter Umständen, zum Beispiel wenn das Wert in einer Zafente liegt, recht hoch gebaut werden, um genügend Zug zu gewährleisten. Bei gemischten Werken werden die Schornsteine zuweilen deshalb sehr hoch gebaut, weil sie als Abzugskanal für allerlei Gase dienen. Der höchste Schornstein dieser Art befand sich bislang in Glasgow bei einer chemischen Fabrik. Er ist 150 Meter hoch und somit, abgesehen von den Pyramiden, dem Älner und Straßburger Münster und der Stephanskirche in Wien wohl der höchste aus Mauerwerk aufgeführte Bau der Welt. Der Schornstein enthält 1 300 000 Backsteine. Er wurde im Jahre 1857 vollendet und damals zunächst zur Befestigung für Besucher freigegeben. Trotz der Krinolinenmode jener Zeit fletterte eine große Anzahl von Damen auf den Turm, der eine weite Aussicht ins Land gewährte. Das Bauwerk wird jetzt niedergedrückt. R. G.



# Familie und Heim



## Zwei Mütter

Wie ich sinnend am Wege lag,  
sah ich zwei Mütter. — Die erste sprach,  
den Blondkopf stolz gen Himmel gewandt:  
„Drei Söhne gab ich dem Vaterland!  
Der erste fiel stürmend in vordersten Reih'n,  
dem zweiten zerriss die Granate das Bein,  
der dritte kämpft in Berg und Tal —  
Teil der Mauer von Eisen und Stahl.  
Und ob auch ihn der Tod einst küsst:  
Wenn nur die Heimat gerettet ist!“

Die zweite senkte weinend das Haupt:  
„Drei Söhne hat der Krieg mir geraubt!  
Der erste ruht auf dem Meeresgrund,  
der zweite heimkehrte weh und wund,  
der dritte, der jüngste, o quälende Not,  
lebt noch, umzittert von Hass und Tod! —  
Mich freut kein Lenz mehr, mich freut kein Sieg —  
Drei Söhne nahm mir der Moloch Krieg!  
Drei — dem sechsfachen Leben geboren,  
ums Leben betrogen, der Freude verloren . . .“

Und wie sie weinend vorüber ging,  
war mir's, als flocht der Sonne Licht  
dicht um ihr Haupt einen goldenen Ring.  
Ich aber neigte mich, da sie ging,  
tief vor dem heiligen Angesicht.

## Frauenerwerbsarbeit, eine Gefahr für den Mann?

Hast du, arbeitende Frau, nicht schon einmal die Erfahrung gemacht, daß beinahe in jeder Fabrik, in der Kanalei, kurz an deiner Arbeitsstätte von den Männern mit nicht gerade freundlichen Blicken betrachtet wirst? Ist es in Zeiten geringer Beschäftigungsmöglichkeit nicht vorgekommen, daß bei drohender Entlassung immer zuerst auf die Frauen verwiesen wurde, die heimgehen sollten, weil für einen Mann, auf die Mädchen, weil sie einen Vater haben, der für sie verdienen könne? Geißt du dich dein Recht auf Erwerbsarbeit mit mehr oder minder beweiskräftigen Worten verteidigt. Hast du aber auch einmal darüber nachgedacht, wie es kommt, daß die Frauenerwerbsarbeit bei den männlichen Arbeitsgefährten keiner allzu großen Beliebtheit erfreut, daß sie sogar von ihnen gewissermaßen nur als ein unvorzugesüßtes Übel empfunden wird?

Es ist schon so: Ihr werdet häufig als eine Gefahr für die Arbeiter angesehen. Der Vorwurf, daß ihr zu den „Sohnbrütern“ gehört, ist dir gewiß nicht fremd. Du arbeitest billiger als der Mann, weil in weiten Kreisen die Frauenerwerbsarbeit immer noch als ein vorübergehender Zustand angesehen wird, als Gelegenheit, etwas zu verdienen, sehr selten als Beruf. Es ist sehr schwer, gegen diese Einschätzung anzukämpfen, weil es Tatsache ist, daß die überausende Zahl der arbeitenden Frauen und Mädchen ohne Vorbildung einen Verdienst suchen, der „besser als gar nichts“ ist.

Freilich für die „gelernten“ Arbeiter, die für ihren Beruf eine gute Vorbildung mitbringen, ist ihr keine Gefahr, solange sie eben diese Vorbildung nicht haben. Aber die Gefahr wächst, je mehr in einem Betriebe die Arbeitsteilung fortschreitet. Du hast sicher das für die meisten Frauen schon längst gewohnte Wort „Rationalisierung“ gehört. Diese „Rationalisierung“, hat es in sich, sie zerlegt den ganzen schweißigen Arbeitsgang, der zum Beispiel zur Herstellung einer Maschine erforderlich ist, in viele einzelne Handgriffe, zu deren Ausführung es nicht dreier Lehrlinge bedarf. Also treffen ihn auch ungelernete Arbeiter bald, auch die Frau und das Mädchen, zumal dazu gewöhnlich keine besondere förderliche Kraft nötig ist. Glaubst du nun, der Unternehmer wird sich die Dummheit leisten, für eine Arbeit, die du nun ebenjüngst und dazu noch viel billiger als der Mann tust, Männer mit höheren Lohnansprüchen einzustellen? O nein, er wird gern seinen Betrieb öffnen für dich, für deine junge Tochter, für deine Nachbarin, und da wirst ihm die gleiche Arbeit leisten wie zuvor dein Mann oder dein Bruder, dein Nachbar, dein Freund — um die Hälfte des Lohnes! Dann meckert er über die „Verderberin“ und — wenn man das Bild noch weiter ausmalen will — der Mann wird das heimliche Geschick haben, Kinder wegzunehmen und mit der Einkommensstufe in den Familien gehen kommen, aus dem er dann doch nur die Hälfte dessen heimbringen wird, was bisher schon nur knapp und schlecht für einen Unterhalt gereicht hat!

Stelle dir einmal recht lebendig vor, was das heißt und was daraus folgen dürfte, und du wirst zu dem Ergebnis kommen, daß sich bald in deinem Heim eine jämmerliche Verelendung breit macht, die die kleine Erholung nach der körperlichen Not der Marktentwertung bald und gründlich zunichte machen würde.

Und wenn du dir dies einmal recht anschaulich vorstellst, hast du nicht die wichtigsten Fragen: Was kann und was soll ich dagegen tun? Soll ich deswegen nun nicht mehr zur Arbeit gehen?

Nein, du mußt nicht gleich das Kind mit dem Bade ausschütten! Es ist nur recht und billig, daß du Erwerbsarbeit leistest, daß du dort stehst, wo du gebraucht wirst und deine erlangene Selbstständigkeit nicht aufgibst. Aber der Unternehmer soll dich nicht bereit finden, gleiche Arbeit zu einem schändlichen Bruchteil des Männerlohnes zu leisten, du sollst zu hoch sein, nicht als „Sohnbrüderin“ dazugehen und du sollst zu niedrig sein, dem Elend für und Fenster deines Heimes zu öffnen.

Freilich hast du als Einzelne viel zu machtlos zur Abwehr. Du darfst nicht zum Gehilfen gehen und sagen: „Lieber Herr, ich will von heute an den gleichen Lohn wie der Mann. Er wird dich hundertmal auslachen und sagen, wenn es dir nicht paßt, so fände er hundert andere statt deiner. Und da ist das Fabels Netz: Er sollte tiefe hundert anderen eben nicht finden können!

Als Meingängerin wirst du nie die Stärke haben, für dich und deine Schicksalsgenossinnen den Kampf um gleichen Lohn für gleiche Arbeit zu führen. Du mußt dir schon einen ganz gewaltigen Rückhalt suchen und den findest du nur in dem großen Heer der Gleichgesinnten, der organisierten Arbeiterkraft, das deine Kraft und deinen Willen vertausendfacht. Dieses Heer ringt in seinem allgemeinen Kampf auch um das besondere Ziel der gleichen Bezahlung für gleiche Leistung. Darum gehörst du zu ihm!

Du meckest stolz ein, du feiest keine unorganisierte Arbeiterin. Aber sieh doch einmal um dich: an deiner Arbeitsstätte, in deiner Abteilung, in dem Haus, das du bewohnst, trittst du bestimmt auf Frauen und Mädchen, die dem Gedanken des so notwendigen Zusammenschlusses gleichgültig oder gar feindselig gegenüberstehen. Wenn du den Weg weisst, der aus Not und drohender Gefahr zu einer gewissen Sicherheit führt, dann mußt du ihn auch den Frauen und Mädchen weisen, denen das Gespenst des gleichen Elends droht. Das ist Kameraden- und Menschenpflicht. Wir Frauen verfügen, wenn wir wollen, über ein hübsches Maß von Bereitschaft. Verwenden wir es nicht nur dazu, um die Nachbarin von der Vortrefflichkeit einer Kochvorschrift oder von den Vorzügen unseres Jüngsten zu überzeugen, sondern gewinnen wir mit ihr eine nach der anderen der arbeitenden Frauen dafür, daß sie Mitkämpferin sei, düsteres Schicksal abzuwehren. Erst wenn alle Arbeiterinnen auch Mitkämpferinnen sind, wird die Frauenerwerbsarbeit nicht mehr eine Gefahr für den Arbeiter bedeuten und erst dann wird sie Anerkennung und Wertschätzung statt der gegenwärtigen Mißachtung und Ablehnung ernennt.

## Mutterinn

Es gibt Wörter, die schon durch ihren bloßen Klang freundlich anmuten, und dazu gehört unbedingt und in erster Reihe der Name Mutter. Er weckt unwillkürlich in uns die Vorstellungen von Liebe, Güte, Hingabe, Freundlichkeit, Opferinn und einer Reihe anderer Tugenden. Es ist dem Menschen zur Selbstverständlichkeit geworden, in der Mutter den Inbegriff des Guten, des Gebenden und Opfernden, des Liebenden zu erblicken, und die tägliche Erfahrung macht diese Ansicht immer wieder von neuem wahr.

Es hat einen Philosophen von Ruf gegeben, der behauptet hat, Mütterlichkeit sei eben auch nur wie so vieles andere im Leben Selbstsucht. Das ist ein Frevel an der Heiligkeit des Mutterinnes, ein Herabziehen der höchsten und reinsten irdischen Liebe. Wohl aber mag es zutreffen, daß die Mutterliebe die einzige Liebe ist, die sich eben frei von selbstlichen Beweggründen fühlt; sie ist wirklich nur Hingabe, Opferinn bis zur Selbstverleugnung. Im Märchen bringt die Mutter es über sich, selbst ihre Tränen zurückzuhalten um ihres Kindes willen, das das Rah im Tränenreglein aufsummeln muß, und im täglichen Leben fehlt es wahrlich nicht an einer Fülle von Beispielen, die hinter dem Märchen durchaus nicht zurückbleiben. Diese Hingabe ist der tiefste Sinn der Mütterlichkeit. Die Mutter legt ihr Leben um's Kind aufs Spiel, und ihre ganzen Jahre sind ein einziger Beweis dafür, wie ihr Leben nur dem des Kindes dient, wie sie entbehrt und abnimmt, damit das andere wachsen und gedeihen kann. Es braucht nur jeder an seine eigene Mutter zu denken, um diese Behauptung bestätigt zu finden. Wer echte Mutterliebe schauen will, wird sie aber auch in den Werken der Kunst finden. Wann sind die Madonnenbilder unserer Künstler am wahrsten und schönsten? Wenn sie die Mutter im heiligen Glanze der Freude am Kinde, der Hingabe fürs Kind zeigen. Hingewiesen sei fast vieler Beispiele nur an Dürers Bildnis seiner Mutter. Da ist keine äußere Schönheit bestrahlend, fast häßlich sind die Züge, abgemagert das Gesicht, durch Krankheiten der Körper geschwächt, und doch schaut uns aus dem ersten Blick die tiefste Mütterlichkeit entgegen.

Keine Mutter, kein Kind! Seiffing bemerkt einmal: Kinder brauchen Liebe und wäre es die eines wilden Tieres. Es ist die Wärme, in der ein Menschlein groß werden muß, gerade so wie die Knospe sich nur im Sonnenlichte erschließt. Das Kind fühlt es schon heraus, daß die Mutter es gut, aufrechtig gut mit ihm meint, daß es daher in allen seinen kleinen und großen Freuden und Nöten zu ihr kommen kann. Der Vater liebt ja gewiß sein Kind auch. Aber seine Stellung zu ihm ist doch eine ganz andere. Zwischen beiden ist eine größere Entfernung vorhanden; so nahe wie dem Mutterherzen kommt das Kind dem Vater und strengerer Vater nur selten. Es ist gerade ein Vorzug des mütterlichen Einflusses, daß die Mutter immer am das Kind ist und es ständig betreuen und erfreuen kann. Der Vater sorgt auch in echter Liebe für sein Kind; aber er regelt mehr die äußeren Lebenswege des jungen Menschen, weil er selber als Kommandeur und Wissender im öffentlichen Leben steht. Die Mutter verpflegt mit ihrem heißen Herzen auch diese Bahn ihres Kindes; aber ihre besondere Gegenwart ist es, in das Gemüt des Kindes tief einzudringen und seine, aber starke Brücken von ihrem zum Kinderherzen zu schlagen. So baut gerade sie an der Innenseite des jungen Menschen und trägt dadurch mit dazu bei, daß er aus dieser Welt mal später im harten Lebenskampfe mit die stärksten Kräfte zieht. In diesem Sinne möchte es Sagarbe, der große Deutsche, empfinden, daß er die Mutter in ihrem neunzehnten Lebensjahre verlor. Er beugte sich selbst mit einem krumm gewachsenen Bäumchen, dem der feste Stamm fehlte, und besagte ihm nachträgliches Los: „O Mutter, selbst ein Kind, da du gestorbt; warum bleibst du mit nicht als Geheißel? Ich konnte ja nicht wachsen, als mit dir vereint!“

Die Mutter findet ihr Kind am rührendsten, wenn es noch klein und so recht hilflos ist; denn dann kann sie ihm ja am meisten beistehen, Mutter sein. Dann ist auch das Kind so ganz ihr Eigentum. Da sieht die Mutter mit dem Dichter:

Soß ichwiegend mich genessen die kurze Spanne Frist,  
da du an meinem Herzen noch ganz der Weine bist!

Je größer das Kind wird, um so mehr entwürft es in gewisser Beziehung selbst der Mutter. Mit der Jugend schon durchdringt sie vieles bald, was du nicht bist, und läßt sie mancherlei; was du nicht hast, erfahren sie von einer anderen Welt, die ihren Geist erfüllt. Daher mahnt Schiller in seinem köstlichen Laienbrevier: „Geh' nichtig um mit deinem Kindersinn! Habe sie Tag und Nacht um dich und liebe sie und laß dich lieben einzig schon Jahre!“

Der unbefangene Kinderblick gerät wohl in den Jahren des Reifers ins Wanken, aber daraus brauchen und werden sich Mutter und Kind noch nicht trennen werden. Erst recht muß vielmehr dann die verbannte Stelle des Kindes das Mutterherz sein. Denn nun werden ja auch erst fürs Kind die schwereren Nöte und Kämpfe des Lebens kommen, in denen es Halt und Kraft bei der Mutter braucht. Es ist bedauerlich, wenn dann eine Entfremdung zwischen Mutter und Kind eintritt, die aber nicht vermieden werden wird, wenn die Mutter auch das innere Leben des Kindes kennenzulernen sucht, wenn sie nicht gegen die Lämpfer, sondern mit ihr jung zu bleiben sich bemüht, was freilich in den heutigen Zeiten, wo die Aufschauungen so schnell sich wandeln, nicht leicht sein wird. Ganz besonders wird auch der erwachsene Sohn immer wieder den Weg zur Mutter zurückfinden. Das Leben ist hart und grauhaft. Da geht er sich nach einem getrennten Herzen, und die Mutter wird es immer sein, bei der seine Seele eine Freistadt findet.

Das Mittelalter tat sich durch einen blühenden Madonnenkult herbor, hinter dem freilich oft eine Wirklichkeit steckte, die nicht erfreulich war. Die Mutterverehrung soll auch uns heute wieder heilig sein. Damit tragen wir nur eine selbstverständliche Dankeschuld an. Damit rufen wir aber auch Kräfte in uns selber wach, durch die wir andere und uns selber beglücken.

## Keine Kinder bei Hungerlöhnen

Es ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß der Rückgang der Geburtenzahl mit der Lebenslage eng zusammenhängt. Deutschland hatte in den letzten Jahren sehr niedrige Geburtenzahlen. Im vorigen Jahre wurden sogar die Frankreichs überschritten. In Berlin werden zurzeit weniger Kinder geboren als in Paris. Auf das Verhältnis zwischen Kinderlegen und Lohnkommen kommt im BZ (Nr. 276) der bekannte Prof. L. Crotzahn zu sprechen. Diese Ausführungen sind so lehrreich, daß wir sie zum Teil hier im Wortlaut wiedergeben. „Kann man sich über den Geburtenrückgang wundern, wenn zum Beispiel der zahlenmäßig so ins Gewicht fallende Berufsstand der kaufmännischen Angestellten Gehälter aufweist wie die folgenden die zurzeit geltenden Tarifabkommen entnommen sind. Es erhält ein Angestellter monatlich Mark in der Fachgruppe

	Gruppe I	Gruppe II	Gruppe III
Glas- und Keramik (im 30. Lebensj.)	164	217	250
Textil-Großhandel (vom 6. Berufsaj.)	148	170	202
Kolonialwarenhandel	140	190	265
Kreditgebender Einzelhandel (nach dem 4. Berufsaj.)	190	240	345
Elektro-Großhandel (im 30. Lebensaj.)	161	200	227

Die weiblichen Angestellten erhalten 90 bis des Gehalts der männlichen Kinderzulagen sind nicht vorgesehen. Jetzt stellt man sich die Familiengründung eines dreißigjährigen Berliner Angestellten vor, der den Betrag der höchsten Gruppe von 250 M. erhält. Gelingt er eine weibliche Angestellte, die auch nach der Heirat in Stellung bleibt, so ist das gemeinsame Einkommen angemessen, solange sie ihre Ehe kinderlos halten oder das erste Kind in Pflege geben. Sobald das Paar aber auf den unglückseligen Gedanken kommt, eine Familie im wahren Sinne des Wortes bilden zu wollen, in der der Mann der Verdienster ist und die Frau für Haushalt und mehrere Kinder sorgt, steigen die Ausgaben und vermindern gleichzeitig die Einkünfte fast um die Hälfte. Wie kann man sich noch wundern, daß Hunderttausende von Ehen gesunder Personen entweder überhaupt kinderlos bleiben oder es bei dem ersten Kinde bewenden lassen. Eine gesunde Bevölkerungspolitik wird diese Zustände auf die Dauer nicht ruhig mitansehen können.

Diesem durchaus klaren Worten, die auf genauen Feststellungen beruhen, noch etwas hinzuzufügen, hieße Eulen nach Athen tragen. Wenn die Herren Theoretiker sich am grünen Tisch über die Bevölkerungsprobleme unterhalten und über den Geburtenrückgang jammern, dann sollten sie doch bedenken, daß das arbeitende Volk gezwungen ist, seine Familie zu rationalisieren. Hungerlöhne und Kinderlegen sind nun einmal zwei unvereinbare Begriffe.

## Eine Heimstätte für alleinstehende Frauen und Mädchen

Daß die alleinstehenden Frauen und Mädchen Stiefkinder des Lebens sind, tritt schon in der Erscheinung in dem Mangel an Unterkunftsraum. Infolge geringerer Einkünfte und sonstigen Beschränkungen müssen sie sich mit meist armen, abgemieteten Zimmern begnügen. Freisende Frauen und Mädchen sind in der Unterkunftsfrage noch mehr beschränkt. Der Ortsausschuß des DGB in Hamburg hat den Versuch unternommen, den Mangel an Unterkunftsöglichkeiten für alleinstehende Frauen und Mädchen zu beheben. Neben der bekannten Heimstätte des DGB am Nagelsweg in Hamburg wird ein Heim für alleinstehende Frauen und Mädchen errichtet. Nach dem Geschäftsbericht des Ortsausschusses für 1927 soll das im Bau befindliche Heim für Frauen und Mädchen enthalten:

Im Erdgeschoß Läden, die mit Wohnzimmern und nötigen Nebenräumen zu versehen sind. An Gemeinschaftsräumen sind vorgesehen eine Warteschule, verbunden mit einem Kinderhort, damit die in Beschäftigung stehenden Frauen und Mädchen in der Lage sind, ihre Kinder der Heimverwaltung für die Dauer ihrer Beschäftigung anzuvertrauen; eine Kleingemeinschaftsküche und ein gemeinschaftlicher Schlaf für diejenigen Frauen und Mädchen, die nicht selbst zu hohen beabsichtigen, sondern eine Gemeinschaftsküche zur Benutzung vorziehen; ein gemeinsamer Näh- und Stichtaum, um die Wirtschaftlichkeit der einzelnen zu heben, und Gemeinschaftsbücher und Gemeinschaftstischen im Keller. An der Hinterfront ein Kinderspielfeld. In den oberen Geschossen sollen Einzelzimmerwohnungen und zwar ein Wohnzimmer und eine kleine Küche mit fest eingebautem Gasherd und mit eingebautem Aufwuschschiff und Löffelkasten vorgesehen werden. Das Zimmer soll so groß gehalten sein, daß mindestens zwei Betten und die sonstigen Möbel untergebracht werden können. Es ist der Bau von etwa 70 Zimmern und mehr vorgesehen.

Die Wohnungen des Heims sind für alleinstehende Frauen mit und ohne Kinder, jedoch ohne männlichen Anhang vorgesehen. Es kommt nur Dauerbenutzung in Betracht. Ein großzügiger Versuch, der alle Beachtung verdient und zur Nachahmung in anderen Städten anspornt.

## Zum Auseinandernehmen

Der amerikanische General Nicolls, der im Bürgerkriegs Heim, Arm und auch ein Auge verloren hatte und künstliche Ersatzglieder trug, war ein rechter Spatzvogel. Von ihm wird in Reclams' Unterzum die folgende Geschichte erzählt: Er stieg in einem Hotel in Boston ab und ließ sich von dem bedienenden Nigger beim Ausziehen helfen.

„Na, Sam,“ sagte er, „nimm mir mal mein Bein ab!“ Der Neger griffte mit offenem Munde.

„Weißt du nicht, wie man das macht? Aufgepaßt!“ Da lag das Bein auf dem Tisch. — „So, und nun nimmst du mir den Arm ab“, ermunterte er weiter.

„Ach, Massa,“ jammerte der Neger, „das habe ich noch nie gemacht, das kann ich nicht.“

„Schafkopf, nichts leichter als das!“ Der General legte den künstlichen Arm neben das Bein. „Nun wird es auch noch gut sein, wenn ich für die Nacht mein Auge heransnehme“, meinte der General. Zitternd vor Angst zog sich Sam nach der Tür zurück. „Barke noch ein wenig“, rief ihm der General zu und kniete ins Bett. „Jetzt nimm mir noch den Kopf ab.“ Da war der Nigger dran.

Preisfrage. In einer Weinstube warf jemand die Frage auf: „Welcher Unterschied ist zwischen den trauernden Juden zu Babylon und den Weinhandlern?“ Als niemand den Unterschied angeben konnte, antwortete der Fragesteller: „Die trauernden Juden saßen an den Wässern und weinten, während die Weinhändler an den Weinen sitzen und wässern.“

Chelente. „Die Herrschaften hatten zweimal gebakene Kalbsleber bestellt — es ist bloß eine Portion da.“  
„Aho, Klara, was willst du essen?“



# Gesundheit

## Lebensfülle

Die sommerliche Zeit ist die Zeit der frohen Lebensfülle. So überreich liegt die Natur um uns. Welch ein Blühen und Leuchten! Nicht genug kann die Natur tun, sich zu offenbaren in ihrem Reichtum an Lebensfreude und Lebenskraft.

So ist das Leben! So ist das Lebens eigentliche Sinn! Fülle muß sein, daß Zukunft, Entwicklung, ewig neues Wachsen möglich werde.

Darum auch in uns, die wir den Frühling menschlicher Entwicklung überwunden haben, dieser sommerliche Lebensdrang nach freier Tat. Es ist in schöner Weise einmal von F. W. Geyser darauf hingewiesen worden, wie mit dem Wachsen der inneren Kraft und Reife im Menschen das Bedürfnis nach Leben, nach dem Wachsen über sich hinaus, nach Mitteln vorhanden ist. So finden wir im Kinde noch den Trieb für das Spiel. So finden wir dann aber im Jünglingsalter, wenn der Mensch reif wird, zugleich in herrlicher Weise dieses starke Bedürfnis nach Dienst an den anderen und dieses Suchen nach einem Ideal, dem man sich schenken kann. Der gesunde Kraftüberschuss im echten Menschen ist überschäumende sittliche Fülle. In der harmonischen Verbindung von Lebenskraft und sozialem Wollen zeigt sich der ganze, der große Mensch.

Wie läßt doch dieses erbärmliche Leben der kapitalistischen Ordnung dieses Schönste im Menschen so leicht erstarren! Wie läßt es in so vielen diese heilige Blut sozialen Fühlens, sittlichen Empfindens erkalten! Daß diese Wirtschaftsordnung den Mensch um den Menschen so eng zieht und daß sie das Herz so einzwängt in die kalten Fängen des berechnenden Vorteils, das ist das sittliche Verbrechen, das diese Ordnung am Menschen begeht.

Wir würden vom gleichen Geiste erfüllt sein, wenn uns der augenblickliche materielle Erfolg allein der Sinn unseres Zusammenstehens wäre. Dahinter steht uns das Prinzip, der soziale Gedanke, der sittliche, der menschliche Sinn. Wir fassen mit jedem Pfennig erzwungenen Rechts zugleich hinein in diesen beengenden, zwangenden Lebensring rein materieller Profitberechnung. Wir lähmen mit wachsender solidarischer Kraft die rohe Faust der wirtschaftlichen Willkür und wir werden den ganzen Körper, mit dem sich dieser egoistisch-materielle Sinn abschließt vom Menschen, einmal zerschmelzen unter der Blut solidarischen Fühlens des starken, geschlossenen Bundes aller Kämpfenden.

Dr. Gustav Hoffmann

## Die Staublung der Metallarbeiter

So schmerzhaft die Bezeichnung „Staublung der Metallarbeiter“ auf den ersten Augenblick auch erscheinen mag, stellt sie doch ein ernstes Problem dar, dessen Lösung erst in jüngster Zeit der Wissenschaft möglich war. Seit Jahrzehnten ist die hohe Sterblichkeit der Metallarbeiter bekannt, die auf die tuberkulose-ähnlich zurückzuführen wurde. Erst der gemeinsamen Tätigkeit des Gewerbemedizinrates Dr. Leleky-Duffelhorf und des Medizinrates Dr. Voßtemper-Duffelhorf ist es gelungen, festzustellen, daß es sich bei diesen Erkrankungen nicht ausschließlich um die „Schwindsucht der Metallarbeiter“, sondern um Lungenerkrankungen durch Staubwirkungen handelt. Diese wissenschaftliche Erkenntnis ist um so wertvoller, als bisher allgemein angenommen wurde, daß Staubwirkungen auf die Atmungsorgane des Menschen bei dem Maßschleifverfahren bedeutungslos seien.

Die beiden Ärzte sind nun bei ihren Untersuchungen so vorgegangen, daß sie zunächst mit Hilfe besonders konstruierter Apparate in den Betrieben Staubmessungen vornahmen, um den Staubgehalt je Kubikmeter Luft im Arbeitsraume und in der Mundhöhle des Arbeiters zu ermitteln. Die Messungen wurden wiederholt, um Zufallsergebnisse zu vermeiden, und wurden bei den unterjüngeren Schleifern fünfmal wiederholt. Die Messungen ergaben einen auffallend hohen Staubgehalt der Luft bei der Maßschleiferei, die bisher als staubfrei angesehen wurde. Daß sie es nicht ist, beweisen die Untersuchungen. Der Sandstehleifer im Durchmesser von 1,5 Meter und in einer Breite von 12 Zentimeter wird in zwei Monaten bis zur Hälfte verbraucht. Dieser Verbrauch entspricht ungefähr einem Kubikmeter Sandstein. Durch Abaugevorrichtungen kann die Staubgefahr zwar vermindert, doch nicht beseitigt werden. Die Einführung des Kunststeines bürdet die Staubgefahr, wie auch aus den Messungen hervorgeht, ganz erheblich hermindern, doch sind es hier technische Schwierigkeiten, die dem im Wege stehen. Die chemische Untersuchung des Staubes ergab, daß er aus 70 bis 80 vH Quarz und 10 bis 15 vH Metall besteht. Mit dem Mikroskop war eine Differenzialdiagnose der einzelnen Staubarten mit Sicherheit nicht möglich. Dagegen ergaben die Kunststeinuntersuchungen (Corund) fast ausschließlich nur Metallstaub.

Anschließend an diese Ermittlungen wurden von Dr. Voßtemper über 100 Leute aus allen beteiligten Arbeitergruppen röntgenologisch behandelt. Die Beschwerdenangaben der einzelnen Arbeitergruppen waren ganz verschieden. Während die Maßschleifer besonders über Kurzatmigkeit, Husten und Auswurf klagten, bestritten die laryngologische Untersuchung die Angabe der Trodenstehleifer, daß der Husten sich erst an der Arbeitsstelle einstellt. Die Beschwerden der Pfeisterer waren geringer, doch fanden sich gelegentlich Blutstreifen im Auswurf.

Röntgenologisch waren bei den Metallpolierern, die mit Kaltstein arbeiten, die geringsten Veränderungen des Lungenbildes nachzuweisen. Das gleiche gilt auch für die Feinbleistreiber, die mit Feinblei arbeiten. Dagegen wiesen die Grobbleistreiber erhebliche Veränderungen der Lungen auf. Scharf zu unterscheiden waren auch die Lungenveränderungen zwischen Troden- und Maßschleifern, wobei hervorzuheben ist, daß die Lungenabildungen der Maßschleifer viel schwerer waren als die der Trodenstehleifer. Der größte Wert dieser röntgenologischen Untersuchungen liegt aber darin, daß der Facharzt endlich in der Lage ist, die Staublungenerkrankungen von der Tuberkulose zu unterscheiden.

Damit war aber auch die Frage spruchreif, ob diese Staublungenerkrankungen im Sinne der Verordnung vom 12. Mai 1925 als Berufskrankheiten unfallenfähigungspflichtig gemacht werden können. Unter der Führung des Deutschen Metallarbeiterverbandes reichten die Gewerkschaften entsprechende Anträge an den Sozialpolitischen Ausschuss des Reichswirtschaftsrates ein. Er hatte sich am 14. Juni 1928 mit dieser Frage zu befassen, nachdem er Sachverständige aus Unternehmer-, Arbeiter- und Ärzteskreisen vernommen hatte. Auf Grund dieser Vernehmungen beschloß der Sozialpolitische Ausschuss des RWK, dem Reichsarbeitsminister zu empfehlen, er möge die Verordnung vom 12. Mai 1925 erweitern auf Erkrankungen an Staublung (auch in Verbindung mit Tuberkulose) bei Schleifern, Polierern, Pfeisterern, Gusspüchern und Arbeitern am Sandstrahlgebläse in der Metallindustrie.

Die Gutachterfähigkeit des Reichswirtschaftsrates ist mit diesem Beschlusse erschöpft. Am Reichsarbeitsminister liegt es nun, diesem Beschlusse Rechnung zu tragen. Die deutschen Metallarbeiter erwarten, daß dies recht bald geschieht.

G. Stähler

## Über Verletzungen an Händen und Fingern

Von allen menschlichen Körperteilen ist die Hand mit ihren Fingern am häufigsten Verletzungen aller Art ausgesetzt. Wie wichtig der Gebrauch der Hand für den berufstätigen Menschen ist, kann man daraus erkennen, daß in der üblichen Rententabelle der Verlust der ganzen Hand oder aller Finger rechts mit 66% vH und links mit 50 bis 60 vH Erwerbsbeschränkung angegeben ist.

Entsprechend der vielseitigen Betätigung ist der Aufbau und die Bewegungsmöglichkeit der menschlichen Hand außerordentlich sinn- und kunstreich. An die fünf Finger der Hand gehen 18 Muskeln und 18 Sehnen von langen Muskeln. Der Daumen allein wird von 8 Muskeln bewegt, der kleine Finger von 9 Muskeln. Die Gelenke zwischen Hand- und Mittelhandknochen sind sogenannte Wadegelenke, welche durch straffe Bänder festgestellt sind. Am Mittel- und Endgelenk der Finger dagegen sind die Gelenkflächen nicht Abschnitte von Kugeln, sondern Rollen, das heißt reine Scharniergelenke, welche nur Beugung und Streckung gestatten. Die einzelnen Bewegungen der Fingerglieder sind in hohem Maße voneinander abhängig; wir können zum Beispiel nicht im Grund- und Endgelenk beugen und gleichzeitig im Mittelgelenk strecken. Das Grundgelenk des Daumens ist kein Wadell-, sondern ein Sattelgelenk; die stärkste Beweglichkeit ist nicht wie bei den übrigen Fingern in diesem Grundgelenk, sondern in dem Gelenk zwischen Handwurzel und Mittelhand.

Ein so vielseitiges Gebilde, wie es die menschliche Hand mit ihren Fingern ist, kann bei der Berufarbeit eine ganze Reihe von Verletzungen erleiden. Außer körperlicher Minderwertigkeit, wie zum Beispiel infolge erlittener Verletzung, sind mangelnde Übung, jugendlicher Leichtsinns und gar nicht selten Alkoholmißbrauch häufige Unfallursachen. Dazu kommt ferner als Unfallursache die Nichtverwendung vorhandener Schutzvorrichtungen, das Aufmerksamkeitslassen der Betriebsvorschriften, ungeeignete Kleidung, die und da auch zu geringe Entwicklung des Verstandes. Die Verletzungen ereignen sich meistens beim normalen Gang der Maschinen, sondern mehr bei dem Versuch, ein Hindernis zu beseitigen oder bei der Reinigungsarbeit vor völliger Abstellung. Ein gewisser Satz von Unfällen muß freilich als unvermeidlich angesehen werden; es muß Aufgabe aller Beteiligten sein, diesen Satz zu verringern.

Am meisten ist die Hohlhand Verletzungen ausgesetzt. Quetschungen hinterlassen Blutergüsse ins Unterhautzellgewebe, so daß eine blaurote Verfärbung der Haut entsteht, welche recht schmerzhaft ist und gewöhnlich bei Anwendung kalter Kompressen zurückgeht. Außer Verbrennungen und Erfrierungen kommen die verschiedensten Arten von Wunden vor, wie Schnitt-, Stich-, Riß-, Quetsch-, Stich-, Schuß- und vergiftete Wunden. Schnittwunden sind besonders bedenklich in der Hohlhand, weil sie leicht die Beuge- oder Strecksehnen durchtrennen können; solche Schnittwunden kommen zum Beispiel dadurch zustande, daß bei Mordversuchen ein Messer, welches jemand festzuhalten sucht, durch die Hand gezogen wird oder daß ein Glasgefäß beim Entlocken in der Hand zerbricht. Riß- und Quetschwunden werden in Fabriken häufig beobachtet, und zwar entstehen sie dadurch, daß die Hand zwischen Zahnräder, Walzen, Secheln usw. gerät und dabei einschließlich der Knochen so zermalmt wird, daß nur eine formlose Masse übrig bleibt, welche nicht zu erhalten ist. Die gleiche Art von Riß- und Quetschwunden entsteht auch bei der Gewaltwirkung von Eisen, Granat, Stein- und Holzprojektilen, wobei einzelne Finger vollständig abgerissen und die Hand furchtbar verstümmelt werden kann; dagegen verursacht ein Kugelschuss aus weiter Entfernung lediglich Zerkümmern einzelner oder mehrerer Knochen, aber niemals gewaltige Zerkümmern von Weichteilen.

Bei den Handverletzungen verdienen Sehnen und Nerven besondere Beachtung; nicht über dem Handgelenk verlaufen zwei Nerven (Medianus und Ulnaris), welche bei Fingerverletzungen leicht getroffen werden können, so daß Lähmung eintritt. Quere Durchtrennung der Sehnen zum Beispiel am Handrücken macht Sehnenreparatur notwendig. Falls bei einer Blutung aus der Hohlhand nach Vereinigung der Wundränder, also nach der Naht oder nach Anlegung eines mäßig festen Druckverbandes die Blutung nicht zum Stillstand gekommen ist, so muß eine Unterbindung vorgenommen werden, welche dem Arzt oft nur nach vorheriger künstlicher Blutleere durch Anlegung des Eschmarchschen Schlauches und durch Freilegung der verletzten Stelle gelingt. Eine Folge der gar nicht selten auf der Handinnenfläche eindringenden oder stedenbleibenden Fremdkörper sind die eitrigen Sehnenabszessenbildungen, welche bei tiefem Sitz eine fortschreitende und sich verbreitende Krankheit bilden; gar nicht selten wird auch als Folge eingedrungener Fremdkörper Wundstarrkrampf beobachtet.

## Beruf und Krankheit

Es ist bekannt, daß durch eine Reihe von Berufen sehr häufig Krankheiten entstehen, die auf die besondere Art der Tätigkeit sowie vor allem auch auf die Natur der Arbeitsstätte zurückzuführen sind. Vergleichen ziehen sich leicht Lungenleiden, Krankheiten der Atmungsorgane sowie Augenleiden zu. Ähnlich ist es bei den Glasbläsern und den Arbeitern in Eisen- und Stahlwerken, Schmelzern usw. Die Statistik des englischen Gesundheitsamtes zeigt in der Übersicht für das Jahr 1927 in einem besonderen Abschnitt die Krankheiten der verschiedenen Berufe. Am gesündesten sind die Landwirte und Bäcker. Dann kommen die Rechtsanwälte. Ärzte setzen sich leicht anstehenden Krankheiten aus.

Ein Hauptgrund zu verschiedenen Leiden ist das Übermaß in Essen und Trinken. Dadurch wird auch vielfach die so gefährliche Zuckerkrankheit verursacht, ebenso wie Leber- und Nierenleiden, Blinddarmentzündung u. a. Tatsache ist, daß bei den reichen und mittleren Klassen ungefähr zweieinhalbmal soviel Menschen an Blinddarmentzündung sterben als unter den arbeitenden Klassen. Mit Krebs ist das Verhältnis umgekehrt. Am wenigsten leiden unter dieser Krankheit Pfarrer, Beamte, Büroangestellte, Drucker und Seiderarbeiter. Sehr häufig kommt sie bei Kellnern, Schleifern, Zinn- und Kupferbergleuten sowie Schankkellnern und Wirten vor.

Erberklose ist bei den unteren Klassen dreimal so stark als bei den mittleren und reichen Schichten. Selten trifft man sie bei Bauhandwerkern und Landwirten. Am stärksten tritt sie unter Zinn- und Kupferbergleuten auf.

Es wäre sehr reich, wenn auch das deutsche Gesundheitsamt der Presse eingehende Berichte über die Krankheiten der einzelnen Berufe alljährlich zur Verfügung stellen würde. Das ist sowohl für die Öffentlichkeit als auch für den berufstätigen Arzt von großem Werte.

## Tödlicher Atem der Autos

In den baumbepflanzten Boulevards von Paris hat man nun nach eingehenden Beobachtungen festgestellt, daß das Absterben der Bäume durch die Abgase der Autos, durch die Teerausdünstungen des Asphalt u. a. verursacht wird. Vor allem leiden Kastanien, die bislang der Stolz dieser Baumalleen in der französischen Hauptstadt waren, unter diesen Einwirkungen. Man hat beobachtet, daß ihre Blätter schon im Juli abfallen und viele sterben ab. Besonders findet man das in den Champs Elysees, die ganz mit Kastanien bepflanzt sind. Das Gartennetz der Stadt sucht nun neue

Die nach Handverletzungen zurückbleibenden Narben sind im allgemeinen nicht so schlimm wie die durch Verbrennung entstehenden Narben. Falls eine Narbe in der Hohlhand schmerzhaft ist infolge Verwachsungen mit den dort liegenden Nerven, so muß sie herausgeschnitten werden. Für den Berufstätigen ist es mit Rücksicht auf seinen Broterwerb nötig, in möglichst kurzer Zeit einen möglichst hohen Grad von Arbeitsfähigkeit zu erreichen.

Die verschiedenen Arten von Fingerverletzungen ähneln in ihrem Wundcharakter den Verletzungen an der Hand. Die Finger sind häufiger als andere Körperteile von Verletzungen betroffen. Bei Quetschungen des Nagels wird dieser nicht selten aus seinem Bett herausgelöst oder ganz abgerissen; der sehr langsam sich bildende neue Nagel erhält eine regelmäßige und glatte Oberfläche, wenn man die Nagelwurzel und die Rückseite des Nagelgliedes mit einem Wachsplättchen bedeckt. Die Blutung kann bei Fingerverletzungen meistens durch Druckverband gestillt werden. Nur selten ist die Unterbindung eines Blutgefäßes notwendig. Im allgemeinen pflegen Fingerverletzungen bei sorgfältiger Behandlung gut zu heilen. Selbst zum Beispiel durch eine Kreisäge abgetrennte oder sonstwie abgehaute Fingerringe, welche sogar stundenlang getrennt gewesen waren, sind mehrfach nach Naht wieder angeheilt. Bei Durchtrennung von Sehnen, besonders bei Durchtrennung der Strecksehnen, welche durch einen starken Schlag gegen die Rückseite der Finger herbeigeführt werden kann, müssen die Sehnenenden durch übermäßige Streckung des Fingers einander nahegebracht werden. Gelingt auf diese Weise das Zusammenwachsen nicht, so müssen die beiden Sehnenenden wieder freigelegt und durch Naht vereinigt werden. Die Ergebnisse solcher operativer Eingriffe sind meist günstig.

Kommt es infolge Fingerverletzungen, zum Beispiel durch Maschinen, zu umfangreichen Zerreißungen und Zerkümmern, so kann gar nicht selten die Abtragung des Fingers bis zum Grundgelenk für einen glatten Wundverlauf ratsam sein. Jedoch bestehen in dieser Hinsicht Bedenken beim Daumen und Zeigefinger, weil diese beiden Finger am wichtigsten sind, das heißt ihre selbst teilweise Erhaltung ist von großer Bedeutung für die Gebrauchsfähigkeit der Hand. Aber auch in diesen Fällen kann ein ganz unbewegliches Fingerglied, welches durch Narbenschwumpfung und Quammenziehung aus seiner normalen Lage vergerert ist, bei der Benutzung der Hand mehr störend als nützlich sein. Die Frage also, ob und wie weit ein Finger zu erhalten ist, kann nur von Fall zu Fall richtig beantwortet werden. In die Finger eingedrungene Fremdkörper, wie zum Beispiel Messer- und Nähnadelspitzen oder Holz- und Glasplitter, Dornen usw., müssen wegen der Möglichkeit einer folgenden Eiterung möglichst bald entfernt werden, wenn auch gelegentlich Metall-, Glas-, Porzellan- und Steinplitter monatelang und jahrelang ohne Eiterung zurückbleiben und ganz einheilen können.

Als Ausreißungen von Fingern oder Fingergliedern einschließlich der Sehnen, namentlich der Beuge- und Strecksehnen, kommt vorzugsweise bei Kunstlern und ähnlichen Berufen vor, welche die Fingerringe um den Finger geschlungen oder den Finger in den Ring einer Kette gefasst haben. Beim Schenken eines Pferdes entstehen oft Über- oder Ausreißungen ganzer Finger, Fingerglieder oder Brüche an den Fingergliedern, welche eine verhältnismäßig lange Heilungsdauer von etwa 7 Wochen beanspruchen. Von Brüchen und Zerkümmern einzelner Finger werden die Arbeiter an Maschinenmaschinen betroffen, wenn sie mit der Hand hineingreifen, um festzustellen, ob die Maschine fertig ist, oder um Abfallstücke auszuarbeiten. Im Druckereigewerbe ereignen sich an der Diegeldruckpresse teilweise Quetschungen der Endglieder des zweiten und dritten Fingers beim Auflegen der Druckbogen. Zu charakteristischen Fingerverletzungen kommt es auch an der Kreisäge, wenn zum Beispiel beim Versuch, ein Hindernis zu entfernen (ist im Holz), die Schutzvorrichtung aufgeklappt ist und dann die Endglieder des vierten und fünften Fingers in scharfer Richtung abgeschnitten werden.

In gewerblichen Betrieben sollen alle zur ersten Hilfe notwendigen Mittel stets in brauchbarem Zustand vorhanden sein und nur von Kundigen angewendet werden. An Stelle des in den Rettungskästen häufig noch vorhandenen Jodoforms und Karbols, zweier Medikamente, deren Gebrauch bei entsprechender Veranlassung des Verletzten zu längerer Dauererkrankung führen kann, sollen Arbeiter, Werkführer und Beamte, wenn sie erste Hilfe leisten, das Wundstreu- oder Dermatom oder Wasserstoffsuperoxyd bevorzugen oder als erste Hilfe lediglich einen keimfreien Verband anlegen, der keinen Schaden anrichtet und für den Verunglückten nützlich ist bis zur Erlangung ärztlicher Hilfe.

Dr. M. Grünewald

Baumarten, die den Abgasen der Autos und den Ausdünstungen des Asphalt besser widerstehen können. Besonders viel verspricht man sich von der den Akazien verwandten japanischen Sophora, einem schönen Baum, der im Juli und August weiße oder auch gelbe Blüten trägt. So hat der moderne Autoverkehr auch seine bösen Einwirkungen auf die Baumalleen und Gartenanlagen der Großstädte, deren Erhaltung für die Gesundheit der Bevölkerung sicherlich unbedingt notwendig ist.

## Einkommen und Auskommen

Das Statistische Amt der Stadt Berlin hat den Vierwochenbedarf einer fünfköpfigen Familie auf 200,49 M. errechnet. Es ist aber andererseits festgestellt, daß mehr als 80 vH der Bevölkerung höchstens 150 M. monatlich verdient, so daß nur ein ganz kleiner Teil unseres Volkes das notwendige Einkommen hat. Bezeichnend ist aber in der Aufstellung des Statistischen Amtes auch, daß sie — wir sind das so gewohnt — Fleisch, Brot, Heizung und Wohnung nennt, aber Bildung und Kultur gar nicht aufführt. Sie wird anscheinend bei dem Posten: „Sonstiger Bedarf einschließlich Verkehr“ mitberechnet. Aber wenn von diesen 22,50 M., die da angelegt sind, nur der Berufsverkehr, die Schulbücher und ein kleiner Sonntagsausflug abgehen, dann ist für Bildung kein Pfennig mehr übrig. Und das bei dem Einkommen von 200 M!

Arbeitskraft und Lebensdauer. Trotz der auf das Äußerste getriebenen Rationalisierung des amerikanischen Wirtschaftslebens und der äußersten Einpannung der menschlichen Arbeitskraft ist die Lebenserwartungsdauer bei einer der größten amerikanischen Lebensversicherungs-gesellschaften höher als vor dem Kriege. Dabei sind von den 5 Millionen Versicherten nur 4 Millionen Industriearbeiter. Diese Zahlen werden für den Hochkapitalismus ins Feld geführt. Sie sollen die soziale Gerechtigkeit der Ausbeutung der Leistungskraft beweisen. Aber die Verlängerung der Lebensdauer, durch gutes Einkommen drüben und gute Ernährung erreicht, bedeutet noch nicht Verlängerung der Arbeitsfähigkeit. Nicht das Fristen des Lebens ist der soziale Sinn der Arbeitsgestaltung, sondern die Erhaltung der Arbeitskraft und Lebensfreudigkeit. Aber da haben deutsche Untersuchungen bewiesen, daß gegen das 40. Lebensjahr nach wie vor der „Rück“ in das Leben der arbeitenden Menschen eintritt. Mit vierzig Jahren! Allerdings ist das Leben dann noch nicht abgeschlossen, aber mit 40 Jahren hat der Mensch im allgemeinen die Höhe seiner Leistungskraft bereits erreicht.



# Wie gefällt die Metallarbeiter-Zeitung?

## Das Ergebnis einer Umfrage

F. K. Unter den Schülern unserer Wirtschaftsschule in Pürrenberg hat ihr Leiter, der Genosse Engelbert Graf, eine Umfrage über die Metallarbeiter-Zeitung vorgenommen, und zwar in fünf verschiedenen Kurzen. Wir geben das Ergebnis der Umfrage in gedrängtester Kürze hier wieder, weil es uns für die Schriftleiter wie für die Mitarbeiter der ganzen Gewerkschaftspresse lehrreich zu sein scheint. Die meisten deutschen Gewerkschaftsblätter haben sich in jüngster Zeit lobenswertere Weise technisch wie inhaltlich umgestellt, eine Verbesserung, die noch nicht vollendet ist und nicht vollendet sein kann. Mancherorts ist man, was der Kundige beim Mustern der Blätter leicht herausfindet, noch beim Laufen und Suchen nach dem Besten. Hierfür kann diese Umfrage vielleicht Hinweise und Anregungen geben, zumal sie aus dem Stamme der Mitgliedschaft kommt, denn in diesem Ausmaße zu befragen den Schriftleitern kaum möglich sein dürfte, selbst wenn sie über genügend Zeit und Material verfügen. Dann sind ein paar Blätter der Eisen- und Internationale beim Ausbau. Sie werden hier eine Verbesserung der Antwort finden, die ihnen schon brieflich zuteil wurde.

Zunächst und vor allem eins: Bei der Beurteilung dessen, was eine Gewerkschaftszeitung bringen und fortlassen soll, wird gar zu oft — was diese Umfrage wieder handgreiflich macht — außer acht gelassen, daß ein sehr großer Teil der Mitgliedschaft jünger der Gewerkschaftszeitung keine sozialistische Zeitung ist. Für Hunderttausende von Gewerkschaftern bildet die Berufszeitung die einzige Möglichkeit der Unterhaltung, Aufklärung und seelischen Stärkung. Dem Bildungsstand, den Bedürfnissen und der Eigenart gerade dieser zahlreichen (gewerkschaftlich noch jungen) Arbeiterscharen muß die Gewerkschaftszeitung, will sie ihren Zweck ganz erfüllen, Rechnung tragen — und nicht bloß der Mitgliedschaft der Großstädte, die in einer lebhaften politischen Bewegung steht und eine sozialistische Zeitung tagtäglich erhält. Dessen immer eingedenk zu sein, sei noch einmal ausdrücklich betont.

Durch die Umfrage sollte die Meinung der Leser über die Zweckdienlichkeit des Inhalts der erweiterten MZ erfragt werden. Zu diesem Behufe wurden den Teilnehmern an den Kurzen drei einfache Fragen gestellt, nämlich

1. Wie gefällt die Metallarbeiter-Zeitung?
2. Was gefällt nicht an ihr?
3. Nach welcher Richtung ist ein Ausbau erwünscht?

Auf diese Fragen haben nachher alle (durchschnittlich je 40) Teilnehmer der fünf Kurze geantwortet. Der praktische Wert dieser 200 Antworten geht aus verschiedenen Gründen weit über ihre Zahl hinaus. Zum ersten, weil sie von Lesern stammen, die was Geistigkeit und Tätigkeit in der Gewerkschaftsbewegung anbelangt, einen hohen Durchschnitt der Mitgliedschaft darstellen, ferner, weil sie ja wegen ihres Übermaßes für den Besuch der Wirtschaftsschule erhoben wurden. Zum andern beinhalten fast alle im Verbands- oder im Betriebsrat eine Funktion. Sie kommen daher tagtäglich mit einer Menge von Kameraden in enge Berührung, mit denen sie sich über gewerkschaftliche und sonstige Dinge zu unterhalten haben. Es ist ihnen daher ein hoher Grad von Vertrautheit mit der Ansicht und der Stimmung ihrer Umgebung zuzuschreiben.

Es kamen für die Umfrage Kurze mit ziemlich unterschiedlichen Berufen (Zechenmetallarbeiter, Optiker, Funktionäre kleinerer Ortsgruppen, Heizungsmonteure usw.) in Betracht, die sich auf Groß- wie Kleinindustrie verteilen. Diese Mannigfaltigkeit bot Gewähr dafür, die Meinung von Lesern zu hören, deren Bildungsstand, Bildungsbedürfnis, politische Gefinnung, Urteilskraft usw. verschieden sind. Auf diese Weise war es möglich, Urteile wie Wünsche ebensowohl von geistig wie gewerkschaftlich fortgeschrittenen wie auch von andern Lesern zu vernahmen. Wenn man nicht schon gemutet hätte, daß die Antworten der drei Fragen recht unterschiedlichen Berufen und Gewerkschaftsklassen angehören, beim Lesen ihrer Antworten wäre man es inne geworden. Die Art und die Form, wie die (unverwartet und unvorbereitet) gestellte Aufgabe erfüllt wird, die Handschrift, die Kritik, die Wünsche und manches andere verraten eine große Unterschiedlichkeit. Und beim Lesen der Wünsche nimmt der Schriftleiter mit Verwunderung wahr, was er noch alles zu tun, noch alles zu lernen hat.

### Wie gefällt die MZ?

Nun zu dem Ergebnis der Umfrage selbst. Es bestätigt, was die Schriftleitung schon durch eine lange Reihe von Mitteilungen sagte, nämlich daß sich die MZ seit ihrer Erweiterung und Umgestaltung der allgemeinen Zustimmung erfreut. Dies kommt in nahezu allen Antworten, oft in Worten der Begeisterung zum Ausdruck. Um nur ein paar Beispiele anzuführen: „Die MZ ist durchaus auf der Höhe“, sie wird „den Anforderungen in jeder Hinsicht gerecht“, sie „hat einen ganz anderen Geist in die Kollegenschaft getragen“, sie ist „ständig Gesprächsgegenstand im Betriebe“, „jetzt faltet mancher Kollege die MZ lächelnd zusammen und nimmt sie mit nach Hause zur Frau, um vor ihr seine Ruhe zu haben“. In einigen Antworten wird die MZ etwas lässig „das beste Gewerkschaftsblatt“ genannt und ein „besseres Erscheinen, ja sogar ihre Umwandlung in eine Tageszeitung“ verlangt.

Ebenso einstimmig und beifällig wie über den Gesamteindruck der MZ sind die Urteile über ihre Beilage „Familie und Beruf“, wie dem sonstigen Unterhaltungsstoff. Auch die Nützlichkeit der sozialpolitischen Aufsätze wird oft betont. So kann man lesen, „mit dem Frauenteil wird ein Stück Erziehungsarbeit im wahren Sinne des Wortes geleistet“. Durch diese Beilage sei die MZ zum Familienblatt des Gewerkschafters geworden (was ja eigentlich jede Gewerkschaftszeitung sein sollte). Ein Funktionär teilt mit: „Jetzt hört man sagen, meine Frau liest die Zeitung aufmerksam“. Ein anderer: „Die MZ wird jedem Sonnabend von der ganzen Familie erwartet; sie ist ihr zum wahren Bedürfnis geworden.“ Die Hauskassierer finden, daß man die Frauen nicht mehr am Verbandsnörgeln „kriegt“, die Zeitung mal nicht ein, werde ich (zu Hause) gleich daran erinnern.“ Solche Aufsätze (wie: Die Frau des Gewerkschafters und ähnliche) sollten öfters gebracht werden, weil sie das gewerkschaftliche Verständnis wecken und den Pantoffelheld hinterm Ofen vorjagen.“ Die Frauen machen jetzt den (mit Funktionen betrauten) Männern weniger Schwierigkeiten.“ Die Frau lernt einsehen, daß der Mann die Beiträge für ein gutes Werk entrichtet“ usw.

Nicht ganz so vollzählig besaßen sich die Antworten mit dem technischen Teil. Wo es geschieht, wird er, besonders von jüngeren Kollegen, „unbedingt als ein Fortschritt“ gepriesen.

Der Ausbau dieses Teiles wird wiederholt gefordert, meist immer, was ganz natürlich ist, für den Beruf, dem der Beantworter angehört. Als „ungeheuer wertvoll“ wird die Beirichterstattung über fremde Länder genannt. Das Verlangen „mehr Ausland“ kehrt verschiedentlich wieder. Auch die Seite „Verbände“ hat eifrige Befürworter, insonderheit sollen die Aussprüche sorgfältig werden. „Diese Aussprüche über die Sehung des Versammlungsbesuches“ war in meiner Werkstatt mehrere Wochen in der Mittagspause auf der Tagesordnung.“ In einigen Antworten, die offensichtlich von großstädtischen Kollegen stammen, werden freilich solche Aussprüche für überflüssig gehalten, „weil sie ja doch nichts Neues bringen“. Andere geben ihre Genugtuung kund, daß jetzt die MZ „nicht mehr Unterrichtsblatt für örtlichen Kleinraum ist“.

Die beim gewerkschaftlich-wirtschaftlichen Teil Verweilenden sind weniger zahlreich. Hiermit besaßen sich, leicht verständlich, hauptsächlich ältere Mitglieder. „Zuerst verschlinge ich die Leitartikel, dann gehe ich zu dem leichteren Stoff über“, heißt es. Mitunter wird gesagt, daß man nur die beiden ersten (gewerkschaftlich-politischen) Seiten lese, die andern der Frau und den Jungen überlasse. Die wirtschaftspolitischen Aufsätze einiger Mitarbeiter werden verschiedentlich als besonders gut und wirksam hervorgehoben, weil „die Aufklärung im großen verrichten und leicht verständlich“ seien. Will man die Urteile über die beiden ersten Seiten in einen Satz pressen, dann kann man sagen: Die Kollegen, deren Ausdrucksweise auf eine längere Zugehörigkeit zur Gewerkschaft oder auf feinere Berufsarbeit schließen läßt, beschäftigen sich ausführlicher mit den wirtschaftspolitischen Aufsätzen, die andern mehr mit dem technischen und dem Unterhaltungsstoff.

Die einfache und verständliche Sprache der MZ wird immer wieder begrüßt. Daß die Fremdwörter ausgemerzt sind, wird dankbar anerkannt. Es wird gefordert, „mit Fremdwörtern noch sparsamer umzugehen, weil man sie schwer versteht“. Wie sehr dieses Verlangen berechtigt ist, wird durch (unbewußt gegebene) unergötliche Beispiele — „à la Soß, à la Baß, slachmatisch“ usw. — bestätigt. Solch sprachlicher Unfug ist natürlich nicht in der MZ zu finden; wahrscheinlich haben ihn die Kollegen von einem „theoretisch hochgebildeten“ Redner vernommen.

### Was gefällt nicht an der MZ?

Auf diese Frage wird sozusagen einstimmig geantwortet: Der Anzeigenteil. Nur ein paar milde Urteile seien angeführt. Es heißt da: „Die Anzeigen haben für mich keine Bedeutung“, oder „Ich kann es mit meiner Überzeugung nicht vereinbaren, daß für das kapitalistische System Reklame gemacht wird“, „Keine Alkoholanzeigen mehr“, „Mit den Anzeigen wird den Kollegen das Geld aus der Tasche geholt“, „Der Anzeigenteil muß verschwinden“. Zwar anerkennt man, daß mit den Anzeigen Geld eingebracht werden kann, aber das dürfe bei unserm Verbands keine Rolle spielen, wichtiger und schließlich auch vorteilhafter sei es für eine Gewerkschaftszeitung, ihren Raum vollständig für die Aufklärung und Werbearbeit zu verwenden. Es werden auch gleich Vorschläge gemacht, wie der durch Weglassung der Anzeigen gewonnene Raum verwandt werden soll. Damit kommen wir zu der letzten Frage: In welcher Richtung der Ausbau der MZ wünschenswert erscheint.

Der Wunsch sind es gar viele. Selbst nur einen Teil erfüllen wollen, hieße den Umfang der Zeitung verbielfachen. Es wird beispielsweise verlangt, den technischen Teil zu erweitern, mehr Unfallberichtsverordnungen zu schreiben, das Knappheitswesen eingehender behandeln, dem Genossenschaftswesen mehr Raum zu gewähren, ständige Winke für den Kundpunkt nicht zu vergessen, dem Esperanto mehr Aufmerksamkeit zu schenken, dann besonders schnellere Zustellung, deutlicherer Druck und besseres Papier gewünscht. Unnötig zu sagen, daß alle Vorschläge ernstlich und wohlwollend geprüft wurden. Einige sind schon, wie sich die Antwortgeber überzeugen konnten, gleich verwirklicht worden, andere kommen später dran.

Zum Schluß ein paar allgemeine Bemerkungen. Die Urteile über die MZ sind für ihre Schriftleitung gewiß recht schmeichelhaft, allein es wäre ihr viel lieber, man hätte über das Lob die Kritik nicht viel zu kurz kommen lassen. Die Schriftleitung hat kein Monopol für Gedanken, Erfahrung und Bedarfskenntnis; sie ist vielmehr der Ansicht, daß dergleichen auch im Stamme der Mitgliedschaft reichlich vorhanden und daß es der Schriftleitung mitzuteilen ist, damit es geprüft und genutzt werden kann. Es ist also eine kritische Prüfung der Zeitung erwünscht. Die Gewerkschaftspresse ist, wie übrigens die ganze Gewerkschaftsbewegung, in einer Umgestaltung begriffen. Und hierfür sollte es an Verbesserungsvorschlägen aus der Leserschaft nicht fehlen. Was noch sonst zu der Gesamtfrage der Gewerkschaftspresse zu sagen ist, soll ein andermal auf breiterer Grundlage geschehen.

## Ver minderung der Herstellungskosten durch Lohnsteigerung

Tausendfach haben die freien Gewerkschaften dargelegt, daß die Steigerung der Löhne zum Nutzen der Wirtschaft wie dem der Betriebe ausschlage, weil dadurch die Arbeitsfreude gefördert und der Absatz vermehrt wird. Was die Gewerkschaften behaupten, sagt und beweist auch Henry Ford, der erfolgreichste aller Fabrikanten, dem sich eine wachsende Zahl von Industriellen anschließt. Neuerdings berichtet der Leiter eines großen Werkes:

Die Lohnsätze haben sich in unserer Fabrik in den letzten 15 Jahren mehr als verdoppelt, obwohl unsere Herstellungskosten jetzt niedriger sind als zum Anfang dieser Zeit. Die hohen Lohnsätze, die uns durch den Krieg auferlegt wurden, haben auf die Verminderung der Herstellungskosten hingewirkt, weil wir gezwungen waren, mehr Motorkraft und Maschinen anzuwenden, um die früher durch Handarbeit erledigten Arbeiten auszuführen.

Der Industrielle erzählt dann die wahrheitsgemäßen Ergebnisse noch weiterer Lohnsteigerungen. Darüber sagt er:

Vor einiger Zeit kam mir die Idee: Was wird geschehen, wenn ich unsere Lohnsätze wiederum verdoppeln? Ich habe alle Herstellungskosten meines Werkes durchgeprüft und alle Möglichkeiten ihrer Verbesserung studiert, und ich bin ganz sicher, daß nach ein paar Jahren unsere Herstellungskosten abermals vermindert sein würden. Ich sehe ganz klar, welche Schritte wir tun könnten. Gezwungen durch die hohen Löhne würde die Verwendung neuer Maschinen kommen, was jetzt nicht erdogen wird. Nicht nur werden wir mehr arbeitssparende Maschinen einsetzen, sondern auch mangrovegenderen Praktiken aufgeben, die niedrige Löhne gestatten. Vor einer Reihe von Jahren hätten wir viel weniger gewinnbringende

Geschäfte. Wir nahmen Bestellungen von Sonderwaren von besonderen Größen an, die einzelne Kunden wünschten und für die wenig allgemeine Nachfrage bestand. Weil diese Aufträge Sonderarbeit in hohem Maße heißen (denn es ist unmöglich, kleine Arbeiten an automatischen Maschinen herzustellen), wurden sie mit steigenden Löhnen recht unrentabel. Wir suchten uns ihrer auf diese oder jene Weise zu entledigen. Mit noch höheren Löhnen würden wir auch den Rest dieser Aufträge befeitigen.

Im weiteren weist der Industrielle auf den gewaltigen Vorteil hin, den hohe Löhne auch für die einzelnen Industrien durch Steigerung der Kaufkraft der Arbeiterschaft darstellen: „Wenn die Kaufkraft der Arbeiter sich um 25 vH erhöhte, würde nicht schwer sein, vorauszusagen, was in vielen Industrien einträte. Die Nachfrage nach Automobilen würde ohne Zweifel in außergewöhnlichem Grade steigen. Der Bau von neuen Wohngegenden für einen namhaften Teil der Bevölkerung würde unmittelbar unternommen werden und die daran beteiligten Industrien würden blühen und die Geschäfte für elektrische Apparate aller Art würden ihre Verkäufe steigen sehen.“

Das Verständnis für die Möglichkeit hoher Löhne wie die wirtschaftliche Vernunft, die aus diesen Sätzen spricht, lassen erarten, daß dieser Industrielle nicht aus dem Kreise der deutschen Wirtschaftsführer entstammen kann. Es ist der Vertreter eines Unternehmens in Philadelphia, und seine Ausführungen machte er in einer Versammlung der Taylor Society in Newjork, in deren Bulletin sie unter der Überschrift High wages and Prosperity veröffentlicht sind.

### Wiederaufleben einer Arbeiterpensionskasse

#### Verpflichtung des Unternehmers zur Weiterzahlung der Beiträge

Die chemische Fabrik A. Sch. in Berlin (Beklagte) hatte im Jahre 1928 für ihre Beamten und Arbeiter eine Ruhegehaltskasse eingerichtet. Im Jahre 1912 wurde das Vermögen der Beamtenruhegehaltskasse von demjenigen der Arbeiterruhegehaltskasse getrennt und die letztere unter der Firma Arbeiterpensionskasse der chemischen Fabrik A. Sch. in Berlin (Klägerin) errichtet. Die Mitglieder der Klägerin waren verpflichtet, am Ende jeder Lohnwoche 3 vH ihres Lohnes als Beitrag zu entrichten, wogegen die Beklagte einen Zuschuß von 6 vH der anrechnungsfähigen Löhne gleichfalls wöchentlich zu leisten hatte. Dies wurde bis zum September 1923 so gehandhabt, dann haben mit Rücksicht auf die Geldentwertung sowohl die Arbeiter wie die Beklagte ihre Zahlungen eingestellt. Nach der Währungsbesetzung nahm die Klägerin ihren Betrieb wieder auf. Da die Beklagte die Leistung ihres Zuschusses von 6 vH ablehnte, verlangte die Klägerin mit der Klage Beurteilung der Beklagten zur Zahlung rückständiger Beiträge in Höhe von 6000 M. Sämtliche Instanzen — Landgericht und Kammergericht Berlin sowie Reichsgericht — gaben der Klage statt, letzteres (am 20. März) mit folgenden Entscheidungsgründen:

Dem Klageanspruch hält die Beklagte in erster Linie entgegen, das Rechtsverhältnis der Parteien müsse als durch den Währungsverfall aufgehoben angesehen werden. Indessen ist kein Grund ersichtlich, warum die Klägerin nicht, nachdem die Währung sich eingestellt hat, ihren Betrieb sollte wieder aufnehmen dürfen. Die der Beklagten obliegenden Zuschußleistungen sind in Hunderten der jeweils bezahlten Löhne ausgedrückt, mithin von den Währungsverhältnissen unabhängig. Eine Aufwertung kommt insoweit nicht in Betracht. Aus dem Währungsverfall kann also ein Grund für den Wegfall der ganzen Einrichtung oder auch nur der Vertragspflicht der Beklagten nicht entnommen werden. Daß das Rechtsverhältnis zwischen den Parteien als Gesellschaftsverhältnis anzusehen sei, hat der Berufungsrichter ohne Rechtsverstoß verneint, denn das Vertragsverhältnis der Parteien war nicht etwa auf unbestimmte Zeit eingegangen; daher ist ein Recht der Beklagten, das Verhältnis zu jeder Zeit frei zu kündigen, nicht anzuerkennen. Auch der mit der Errichtung der Pensionskasse verfolgte Zweck ist keineswegs unmöglich geworden; er kann für die Zukunft weiterverfolgt werden, und dieser Zweck würde auch dann nicht entfallen, wenn die Ansprüche der Rentenempfänger nicht in vollem Umfang stillen befriedigt werden können. Ohne Rechtsverstoß hat endlich der Berufungsrichter verneint, daß der Beklagten ein wichtiger Grund für die Kündigung des Verhältnisses zur Seite stehe. Nach dieser Richtung hat er die Verhältnisse beider Parteien geprüft und festgestellt, daß für die Beklagte die Erfüllung ihrer Verpflichtungen zur Zuschußleistung durchaus möglich und tragbar ist. Er hat nicht verkannt, daß sich die Verhältnisse gegenüber der Zeit der Errichtung der Kassen einigermaßen geändert haben, daß die Lasten, namentlich die sogenannten Soziallasten für den Arbeitgeber gesteigert sind, andererseits die Beiträge für die Arbeiter verbessert worden ist. Der Vorderrichter hat sich auch der Ansicht nicht verschlossen, daß die Beklagte nunmehr unter den heutigen Verhältnissen eine Verpflichtung zu weitgehenden Zuschüssen nicht mehr neu auf sich nehmen würde. Aber im Hinblick auf den Grundgedanken, daß Beiträge zu zahlen sind, hält er diese Gesichtspunkte nicht für ausreichend, die Befreiung der Beklagten von der einmal übernommenen Verpflichtung zu rechtfertigen. Das Berufungsurteil läßt sonach einen Rechtsirrtum nicht erkennen (III 357/27).

### Aus Sowjetrußland

#### Einkommen eines industriellen Spezialisten

Die Statistika Truda, die Monatschrift des Zentralamts für Arbeitsstatistik, bringt in ihrer Nr. 9/10 (S. 11) eine Übersicht der einzelnen Einnahmeposten eines derbesten hochwertigen Spezialisten in der Industrie, die sich auf den November 1926 bezieht und Durchschnittszahlen für die gesamte Sowjetunion darstellt. Danach betragen die einzelnen Einnahmeposten monatlich:

	Rubel	us
Gehalt des Familienhauptes	259,83	84,7
Einnahmen aus der Sozialversicherung des Familienhauptes	1,63	0,5
Sonstige Einnahmen des Familienhauptes	8,76	2,9
Gehalt der Familienangehörigen	12,80	4,2
Sonstige Einnahmen der Familienangehörigen	4,88	1,6
Einnahmen aus dem Verkauf von Erzeugnissen der eigenen Werkstatt	0,71	0,2
Einnahmen aus dem Verkauf von Gegenständen aus eigenen Vorräten	5,13	1,7
Darlehen	8,70	2,8
Rückstehende Darlehen	1,72	0,5
Einnahmen aus Verpfändungen	0,59	0,2
Sonstige Einnahmen	2,05	0,7
<b>Zusammen</b>	<b>306,50</b>	<b>100,0</b>

Diese Angaben beziehen sich auf das Einkommen der an höchster Stelle stehenden Wirtschaftsleiter, zum Beispiel eines sogenannten „roten Direktors“ oder Kreisleiters. Das Gesamteinkommen eines Angestellten mit der einfachen Kennzeichnung „hohe Qualifikation“ stellt sich nach der gleichen Statistik um die Hälfte geringer und betrug 152,78 Rubel monatlich. Das Einkommen eines industriellen Angestellten „mittlerer Qualifikation“ stellte sich auf 95,1 Rubel monatlich und das Einkommen der Angehörigen-Hilfsarbeiter sogar nur auf 53,8 Rubel. Aus diesen Angaben ist ersichtlich, daß auch innerhalb der sowjetrußischen Industrie die Angestellten sich nach ihrer Qualifikation sehr verschieden hoch bezahlt werden. Die Spanne zwischen den niedrig- und hochbezahlten beträgt das Sechsfache (53,8 bis 306,5 Rubel monatlich). Dabei ist zu beachten, daß die Spitzen in den Trusts und Werksverwaltungen außer ihrem regelmäßigen Gehalt noch Zantienne beziehen. Von einer Gleichheit der Gehaltsbezüge kann demnach in Sowjetrußland gar keine Rede sein. Seiner Kaufkraft nach hat der Rubel in den größeren städtischen Mittelpunkten etwa die gegenwärtige Kaufkraft der Reichsmark.

Dund und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Rottstraße 10

